MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80397-28

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

MILLER, ALFRED

TITLE:

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG...

PLACE:

MUNSTER

DATE:

1908

Master Negative #
91-80397-28

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

88HD
Z92

Miller, Alfred, 1881-
Friedrich Leopold graf zu Stolberg als Homer-übersetzer, ein beitrag zur literaturgeschichte des 18. jahrhunderts. Inaugural-dissertation ... von Alfred Miller ... Münster, Theissing, 1908.
117 p. 21½ cm.

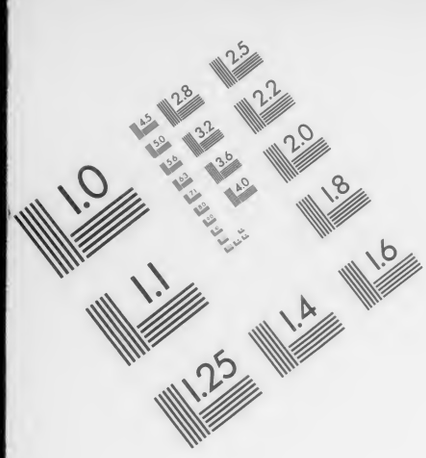
Thesis, Münster.

77107

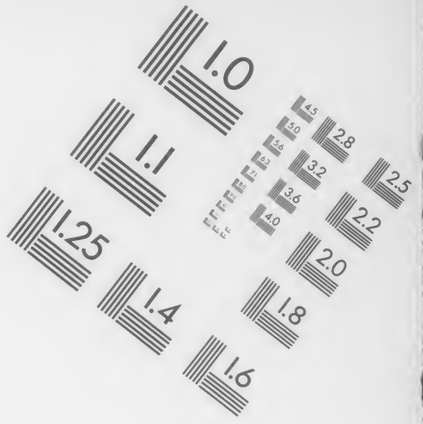
Restrictions on Use:

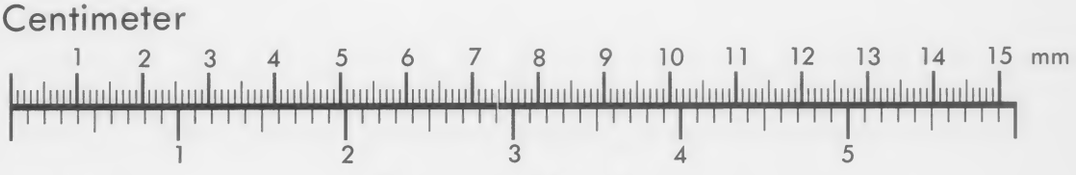
TECHNICAL MICROFORM DATA

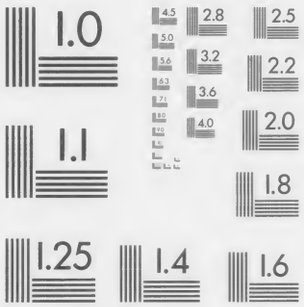
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12-27-91 INITIALS ER.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

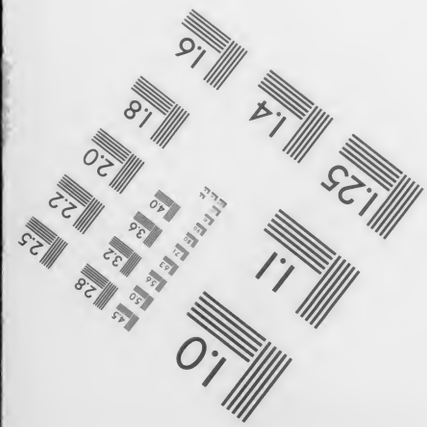


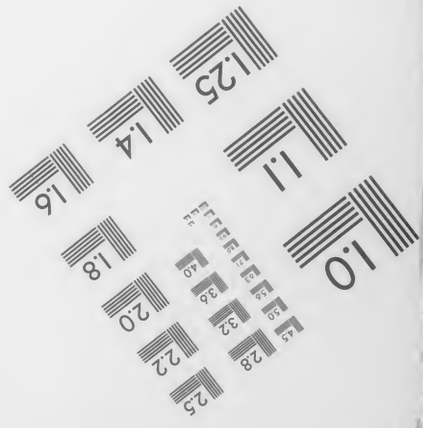
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202











MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

1750-1819 Tr
Homer. Ilias
no. 7
Z 90
Homer
Ilias, übersetzt von F. L. graf zu Stolberg

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg als Homerübersetzer.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation

der

Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Alfred Miller
aus Hechingen.

Münster 1908.

Druck der Theissingschen Buchhandlung.

Referent: Professor Dr. Schwering.

Dekan: Professor Dr. von Lilienthal.

Meiner lieben Mutter.

O wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil Dir, Pfleger Homers, ehrwürdiger Mund des Orakels!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

A. W. Schlegel.

Einleitung.

Die Geschichte Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg ist längst geschrieben, und zwar von Janssen[1]) und Menge[2]) mit erschöpfender Gründlichkeit. Während aber durch diese Biographien Charakter und dichterische Persönlichkeit in wünschenswertester Klarheit vor das Auge des Literaturhistorikers gestellt sind, gehen die Urteile über Stolberg als Homerübersetzer auch heute noch schroff auseinander. Selbst ein so warmer Verehrer des Grafen wie Johannes Janssen erwähnt sie nur flüchtig, außerhalb der Fachkreise ist sie kaum dem Namen nach bekannt, dagegen ist die fast gleichzeitig erschienene Übertragung der Odyssee von J. H. Voß nach dem Zeugnisse seines Biographen Herbst[3]) „ein trautes Haus- und Volksbuch geworden".

Ähnlich ist das Bild, wenn wir die landläufigen Literaturgeschichten durchgehen. Von den großen fachwissenschaftlichen bis herab auf die weiter verbreiteten Schulleitfäden ist bei Voß überall gewissenhaft vermerkt, daß erst er mit seiner 1781 erschienenen „Odyssee" Homer den breiten Massen des deutschen Volkes erschlossen habe[4]), über die 5 Jahre zuvor erschienene Iliasübersetzung Stolbergs herrscht durchweg tiefes Schweigen[5]). Selbst das bekannte Handbuch von Vogt und Koch[6]) würdigt die Verdienste der Vossischen Übersetzung mit Worten warmer Anerkennung, während es bei Stolberg die Übersetzung nur erwähnt. Mit einer ausführlichen Begründung hat dann

[1]) Johannes Janssen: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Größtenteils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. 2 Bde. Freiburg 1876/77.

[2]) Theodor Menge: Der Graf Fr. Leop. Stolberg und seine Zeitgenossen. 2 Bde. Gotha 1862.

[3]) Wilhelm Herbst: J. H. Voß. 3 Bde. Leipzig 1872—74. II, 1 S. 92.

[4]) Vergl. z. B. Goedeke: Grundriß, IV, 405.

[5]) Eine Ausnahme scheint nur Scherer (Geschichte d. deutschen Literatur S. 507 f.) zu machen, der von Stolbergs „prächtig dahinrauschenden, aber zuweilen schlechtgebauten Hexametern" spricht, die ein „glücklicher Vorgang" Vossens seien, der die Ilias „von vornherein verdarb".

[6]) Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1904. Bd. II. S. 241 u. 245.

Michael Bernays, der bekannte Karlsruher Literarhistoriker, noch im Jahre 1881 in seiner Einleitung zur Jubiläumsausgabe der Vossischen „Odyssee“ [1]) die Vossische Übertragung in Tönen höchster Bewunderung als die deutsche Homerübersetzung schlechthin gerühmt, der gegenüber die Stolbergische nur als ungefüge Schülerarbeit gelten könne. Schon ein Jahr später erschien die erste und bisher einzige zusammenfassende Arbeit über die Geschichte der deutschen Homerübersetzung aus der Feder Dr. Adalbert Schroeters [2]), der in seinem von großer Kenntnis, Scharfsinn und feinem ästhetischem Geschmack zeugenden Werk über Stolbergs Ilias folgendes Endurteil fällt: „Stolbergs Werk ist in der Hauptsache die gelungenste unserer Iliaden. Sie ist genial aus einem Wurf. ‚Es war erster kühner Wurf, 50—60 Verse vor dem Frühstück und die Weiblein hatten gelobt‘, schreibt der alte Rabulist und Klopffechter Voß. Ich lobe auch. Die Ilias Fritz Stolbergs hat eine fortreißende Gewalt wie keine verdeutschte Ilias sonst und wie die Vossens nimmermehr. Sie hat mit dem Original den bedeutendsten Hauptzug gemein. Sie hat mit der Homerischen eine innerste Verwandtschaft, eine wahrhafte Kongenialität, welche sich aus der Altersstufe des Übersetzers und seiner leidenschaftlichen und doch so schwärmerisch-weichen Seele bedingt“ [3]).

Über die von Bernays so hoch gefeierte [4]) Vossische Übersetzung bricht Schroeter auf mehr denn einer Seite mit fast verächtlichen Worten unbarmherzig den Stab.

Daß hundert Jahre nach Erscheinen der Stolbergischen und Vossischen Übersetzung noch solche diametral entgegengesetzte Urteile möglich sind, ist um so verwunderlicher, als doch schon die Zeitgenossen der beiden Rivalen, Bodmer, Bürger, Lichtenberg, Lessing, Wieland, Herder, August Wilhelm Schlegel, die ganze damalige literarisch gebildete Welt, Schiller und Goethe nicht ausgeschlossen, in zahlreichen

[1]) Homers Odyssee von J. H. Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart 1881.

[2]) Adalbert Schroeter: Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert. Jena 1882.

[3]) Schroeter a. a. O. S. 210 ff.

[4]) „Doch keine historische Betrachtung ist nötig, um uns die Trefflichkeit der deutschen Odyssee schätzen zu lehren. Das Gedicht selbst redet zu uns mit entzückenden Lauten und lockt und hält uns mit der Macht unvergänglicher Poesie, mit dem Zauber des Märchens und den ernsten Reizen ewiger Wahrheit.“ Bernays a. a. O. CXX.

Aufsätzen, Rezensionen, Broschüren mit einer Leidenschaft die Frage der Homerübersetzung erörterten, die wir uns heute kaum noch erklären können, die aber der klarste Beweis ist für den ungeheuren Einfluß, den die Sonne Homers auf die neuaufsprossende zweite Blüte unserer Nationalliteratur hatte.

Bei diesem Widerstreit der Ansichten dürfte es ein nicht unwillkommener Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sein, einmal auch Stolbergs Iliasübersetzung in monographischer Ausführlichkeit zu behandeln, ihr den gebührenden Rang unter den zahlreichen Versuchen eines deutschen Homer anzuweisen, die Übersetzung selbst wissenschaftlich-methodisch auf ihren philologischen, ästhetischen und literarhistorischen Wert zu untersuchen und unter steter Vergleichung mit der Vossischen zu prüfen und darzutun, warum letztere den endgiltigen Sieg über die Stolbergische errang und erringen mußte.

In der Hauptsache suchte diese Aufgabe schon Schroeter im 5. und 6. Kapitel seiner „Geschichte der deutschen Homerübersetzung“ zu lösen. Allein was dort im Zusammenhang einer Gesamtdarstellung der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert gesagt wird, ist zwar wohl geeignet, einen guten und anregenden Einblick in die Schwierigkeit des Stoffes und den Umfang der Untersuchung zu gewähren; überzeugen von der Richtigkeit seiner Resultate konnte es schwerlich, am wenigsten Bernays, gegen den das Buch eingestandener Maßen [1]) gerichtet war. Denn einmal ist Schroeter geradezu leidenschaftlich voreingenommen [2]) für Stolberg und gegen Voß und eine

[1]) Schroeter a. a. O. S. 20.

[2]) Vergl. Schroeter S. 359 ff. „So laßt Homer Homer denn bleiben. Oder wollt ihr immer wieder an der heiligen Flamme der deutschen Poesie die Herostratosfackel entzünden, den schönen Wunderbau in Asche legen? Und das haben sie immer wieder getan, die trockenen Versenmänner; nicht zu ihrem Ruhme, denn einer hat den andern immer wieder grimm auf die Zehen getreten, nicht zur Wonne und zum Heile ihrer Muttersprache, in welcher doch geschrieben steht: „Eines schickt sich nicht für alle“. So ruft es endlich euren immer noch mit kindischen Zungen hellenisierenden Poeten zu:

Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin. Es ist vorbei!

Er sei vorbei, der stelzbeinige Faschingszug der antiken Metren in der deutschen Poesie! Doch in dem Elemente der alten Sprachen soll uns der Hexameter immerdar ein so viel bewundertes Kunstgebilde bleiben, als wir in seinem modernen Ableger eine peinliche Karikatur oder einen hilflosen Schatten beklagen und verurteilen“.

deutsche Homerübersetzung (zumal in Hexametern) überhaupt, anderseits stellt er nur zu oft Ansicht gegen Ansicht, Behauptung gegen Behauptung. Eine methodische auf scharf formulierten Prinzipien fußende Untersuchung fehlt entweder, wie beim Hexameter, fast ganz oder setzt sich zusammen aus da und dort in die historische Darstellung eingestreuten Bemerkungen; die einzelnen Belege sind häufig willkürlich ausgewählt und viel zu spärlich, um Beweiskraft zu haben, kurz, das Ganze ist eine zwar anregende, geistvolle, aber keineswegs erschöpfende Untersuchung der beiden Homerübersetzungen. Außerdem ist seit dem Erscheinen des Schroeterschen Werkes ein Vierteljahrhundert verflossen. Damals lagen die Briefe Stolbergs an Voß, die Otto Hellinghaus 1891 musterhaft herausgab[1]), noch nicht vor. Auch sonst hat die zünftige Wissenschaft in dieser langen Zeit viel neues und wichtiges Material geliefert[2]). Gründe genug, den Plan aufs neue aufzunehmen, den sich Schroeter gestellt hatte, wenn er im Vorwort schreibt: „Was ich bei Bernays mehr essaymäßig gegeben finde, das hatte mein Buch in genetischem Zusammenhange fortzuführen gestrebt, indem es einen Stoff monographisch behandelte, der im einzelnen fragmentarisch hier und dort zwar ans Licht gezogen, in übersichtlicher Gruppierung und detaillierter Bearbeitung noch nicht vorlag".

Bei der bedeutsamen Stellung, die Stolberg unter seinen Zeitgenossen einnahm, bei seinem großen Briefwechsel mit fast allen Literaturgrößen jener Zeit gewährt eine ausführlichere Behandlung auch einen Einblick in das literarische Leben und Treiben Deutschlands beim Ausgang des 18. Jahrhunderts überhaupt und wirft interessante Streiflichter auf all die Poeten, die in den schöngeistigen Journalen jener Epoche für oder gegen einen deutschen Homer mit einem merkwürdigen Feuereifer zu Felde ziehen. So wächst das an sich trockene Thema von selbst zu einem „anmutigen Kapitel deutscher Literaturgeschichte" aus, welches „bei seiner hohen Bedeutung und reichen Ergötzlichkeit noch nicht geschrieben stand"[3]).

[1]) Otto Hellinghaus: Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der seinigen an J. H. Voß. Nach den Originalen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Münster 1891.

[2]) Ich erinnere hier nur an die unten angegebenen metrischen Untersuchungen von Minor, Saran, sowie die Aufsätze von Legerlotz, Bulle ꝛc.

[3]) Schroeter a. a. O. S. VIII.

I. Theoretischer Teil.

Bevor wir an eine allseitige Würdigung der Stolbergischen Iliasübersetzung herantreten, scheint es unumgänglich notwendig, über einige Grundfragen, deren Beantwortung gleichzeitig die unentbehrlichen Maßstäbe für die nachfolgende Beurteilung der Stolbergischen Übersetzung enthält, und die auch für sich allein Interesse haben, Klarheit zu schaffen, nämlich über Möglichkeit, Begriff und Wesen einer jeden Übersetzung, speziell einer Homerübersetzung.

Gerade die Möglichkeit der letzteren ist oft und heiß bestritten worden. In einer eigenen Dissertation hat dies schon 1772 Nathanael Godofred Jeske getan unter dem Titel: „Homeri versionem Germanicam non esse probandam".[1])

Die Meister der Übersetzungskunst: Herder, Wieland, Goethe, Lessing, A. W. Schlegel, haben Stellung dazu genommen, und bis auf unsere Tage ist der Streit nicht verstummt.

Der Grund so verschiedener Auffassung dürfte in den verschiedenen Anforderungen liegen, welche die Kritiker an den Übersetzer stellen.

Allerdings, wenn man von einer Übersetzung „absolute Konformität und Kongenialität" fordert, wenn man von ihr verlangt, daß sie als Kunstwerk bis ins einzelste dieselben poetischen, rhythmischen und ästhetischen Wirkungen auslöse wie das Original, dann dürfte jede Übersetzung eines poetischen Kunstwerkes und besonders eine Homerübersetzung stets eine Sisyphusarbeit bleiben.

Aber soll jede Übersetzung von vornherein verdammt werden, weil sich das Ideal nie ganz erreichen läßt? Das wäre gerade so unbillig, wie von den Werken der bildenden Kunst auch die beste Reproduktion zu verwerfen, weil sie ja doch nie die leuchtenden Farben

[1]) 16 Seiten in 4°.

und Schattierungen des Urbildes erreichen wird. Es ist nur wenigen vergönnt, Rafaels Sixtina zu schauen, gute Nachbildungen jedoch sind ungezählte verbreitet und bereiten dem Beschauer einen vielleicht nicht gleich intensiven, aber doch ähnlichen künstlerischen Genuß. Gerade so verhält es sich in der Dichtkunst. Die poetischen Übersetzer haben sich denn auch in praxi um das Postulat einseitiger Dogmatiker nie gekümmert: es ist zu allen Zeiten übersetzt worden, auch — Homer.

Welche Anforderungen und Grundsätze lassen sich aber an eine Übersetzung stellen?[1])

Offenbar sind sie von dem Zweck jeglicher Übersetzung bestimmt. Dieser kann kein anderer sein, als die Dichtung einer fremden Sprache als Kunstwerk dem eigenen Volk nahe zu bringen, zu versuchen, eine exotische Pflanze auf vaterländischem Boden zu kultivieren. „Übersetzen ist übersetzen," so belehrt uns Altmeister Jakob Grimm, „traducere navem. Wer nun zur Seefahrt aufgelegt, ein Schiff bemannen und mit vollem Segel an das Gestade jenseits führen kann, muß dennoch landen, wo anderer Boden ist und andere Luft streicht"[2]). Es ist ganz richtig, wenn Schroeter hierzu bemerkt: „Aber das Importierte wird auf dem neuen Boden, in der neuen Luft bis zu gewissem Grade stets ein Fremdling bleiben"[3]).

[1]) Die Schweizer und Leipziger hatten diese Frage ausführlich diskutiert. Vergl. Gottsched: „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", 9. Stück S. 59: „Das Bild eines geschickten Übersetzers" von Georg Bensky entworfen. Ferner Breitinger: „Von der Kunst der Übersetzung" in: „Fortsetzung der kritischen Dichtkunst" S. 136. Doch bieten diese ermüdend weitschweifigen Aufsätze, abgesehen von einigen guten Bemerkungen, doch wohl nur noch historisches Interesse.

[2]) „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (Kl. Schriften I, 331). Etwas abweichend davon Goethe: Zu brüderlichem Andenken Wielands: „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde dergestalt, daß wir ihn als den unserigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu den Fremden hinüberbegeben, und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch meisterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt". (Werke, Ausg. Goedeke (1867) XXIII, 348.)

[3]) a. a. O. S. 134. „Unsichtbar wird der Geist der Heimat auch unter dem neuen Himmel über dem verpflanzten schweben, eifersüchtig nicht dulden wollend, daß es hier wie drüben in ganzer ursprünglicher Fülle seine Düfte streue und seine Gaben reiche. Nicht ohne Groll läßt sich der Tempel einer Sprache

Gewiß! Das soll es auch! Hierin liegt gerade die erste einschränkende Eigenschaft der Übersetzung: „Jede Übersetzung ist Metempsychose", so charakterisiert Ulrich von Wilamowitz in seiner Einleitung zu des Euripides Hippolytos diese Grundeigenschaft, „es bleibt die Seele, aber es wechselt der Leib". Dieser eine Satz aus so autoritativem Munde ist geeignet, als Richtschnur bei dem Durcheinander der Meinungen zu dienen; wir werden später bei der Wertung der Stolbergischen Übersetzung ihn noch oft als Kriterium anwenden müssen.

Schon Lessing schrieb 1754 dasselbe dem Pastor Samuel Gotthold Lange ins Vade Mecum: „Da Sie also eine Übersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermutet man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Dichters in unsere Sprache einweben könne"[1]).

Dieser „Geist" des fremden Dichters wird in eine Übersetzung „eingewoben" durch die Treue derselben. Damit kommen wir zu der viel mißverstandenen und mißgedeuteten zweiten Hauptanforderung an die Übersetzung. Gerade sie soll das erste Ruhmesblatt in der Vossischen Homerübersetzung bilden, gerade ihr verdankt, wenn wir Herbst und Bernays glauben dürfen, der Vossische Homer es, daß er Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist[2]). So tief eingewurzelt und weitverbreitet diese Ansicht ist, so falsch ist sie. Gerade die Besten und Kundigsten erkannten in ihr die „gefährlichste Klippe des Erfolgs".

eines seiner Wunderbilder rauben; umsonst wird man im fremden Heiligtum der gleichen vollen heilverbreitenden Äußerungen seiner Gottheit harren. Wie Iphigenie nicht auf Tauris, die Hellenin nicht unter den Barbaren heimisch werden kann; es kann sich nicht ihr Geist hierher gewöhnen; nach manchem Jahre bleibt sie wie im ersten fremd und steht am Ufer lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend — ganz so wird eine fremde Dichtung in der vaterländischen Literatur ihres Übersetzers stets ein Fremdes unter Fremden bleiben."

[1]) Schriften (Ausgabe von Munker) Bd. V S. 225.

[2]) Vergl. Kummer und Stejskal: Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur S. 152: „Voß handhabt Vers und Sprache so gewandt, daß er fast jeden griechischen Vers mit einer gleich gebauten deutschen Verszeile wiedergab und dasselbe griechische Wort immer auch mit dem gleichen deutschen übersetzte. Durch diese Vorzüge wurde Vossens Homerübersetzung das Muster deutscher Übersetzungskunst und machte Homer zum Gemeingut aller Gebildeten."

Treffend bemerkt hierzu Julius Schwering in seiner Kritik der Weberschen Übersetzung von Esaias Tegners Axel: „Die wörtliche Wiedergabe des fremden Textes ist namentlich bei einem Dichtwerk häufig keineswegs die richtige und wahre. Sie ist, wie ein moderner Kritiker richtig bemerkt, oft ebenso lügnerisch wie die ganz genaue Abspiegelung des Antlitzes auf der photographischen Platte: Alle Züge sind da, alle Verhältnisse richtig und doch ist das Bild nicht ähnlich, es fehlt der Ausdruck, das Leben. So geht auch bei einem starren Festhalten des Wortlautes in der Übersetzung der poetische Inhalt, der Reiz und Duft des fremden Gedichtes oft gänzlich verloren. Denn der Geist der Sprache ist ja ein verschiedener, und was in der einen poetisch klingt, kann gerade bei wortgetreuer Übersetzung in der anderen Sprache eine alle dichterische Stimmung störende Wirkung hervorrufen“ [1]). Und ganz übereinstimmend damit betont Oskar Bulle in seinem wertvollen Aufsatze „Übersetzung“: „Die neue Inkarnation desselben geistigen Inhalts, derselben Gefühle und Gedanken kann sich nicht dadurch vollziehen, daß der Übersetzer die Worte oder Sätze der Urschrift getreu ihrem Sinne nach in seiner Sprache wiedergibt, sondern nur durch ein geistiges Nachschaffen im weitesten Sinne des Wortes“ [2]).

Schon die klassischen Übersetzer haben diesen Standpunkt eindringlich betont. So sagt bereits Lessing im 8. Stück der Dramaturgie [3]): „Ich muß zum Troste des größten Haufens unserer Übersetzer anführen, daß ihre italienischen Mitbrüder meistenteils noch weit elender sind als sie. Gute Verse indes in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr wie Genauigkeit, ich möchte sagen etwas anderes. Allzu natürliche Treue macht jede Übersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der anderen sein kann“ [4]).

---

[1]) J. Schwering: Friedrich Wilhelm Weber, sein Leben und seine Werke S. 165.

[2]) Beilage zur „Allg. Zeitung“ Jahrg. 1905 No. 261 und 262.

[3]) Werke IX, 214.

[4]) Vgl. dazu Jacob Grimm, a. a. O. S. 331: „Wir übertragen treu, weil wir uns in alle Eigenheiten der fremden Zunge einsaugen und uns das Herz fassen, sie nachzuahmen, aber allzutreu, weil sich Form und Gehalt der Wörter in zwei Sprachen niemals genau decken können und, was jene gewinnt, dieser einbüßt.“

Sehr gut harmoniert damit, was Wieland im Februarheft des „Teutschen Merkurs“ vom Jahre 1784 gelegentlich der Garveschen Übersetzung Ciceros sagt: „Schulmäßige Treue ist hier so wenig ein Verdienst, daß sie vielmehr eines der größten Hindernisse ist, in einer solchen Arbeit der Vollkommenheit nahe zu kommen. Herr G. hat mit großem Bedacht eine Verfahrungsart erwählt, die wir allen, welche sich durch Übersetzung klassischer Werke ein wahres Verdienst erwerben wollen, zur Nachfolge empfehlen. Er hat sich erst seinen Autor vollkommen deutlich zu machen gesucht; und alsdann die Gedanken desselben, ohne sich immer an den Ausdruck und noch viel weniger an die Konstruktion und den rednerischen Periodenbau des Originals (der im Teutschen oft die schlimmste Wirkung tun würde) zu binden, so vorgetragen, daß der teutsche Leser das gleiche dabei denken muß, was der Römer bei den Worten der Urschrift getan hat. Wir wiederholen es: „Hier ist sehr oft nur Annäherung möglich“ [1]).

Wir sehen: „Allzu große Treue wird oft wahre Untreue“ [2]) und wir werden Fr. A. Wolf in seiner Kritik des Bürgerschen Homer völlig recht geben, wenn er fordert: „Ein deutscher Homer heißt m. E. eine deutsche Dichtung, in welcher der poetische Stoff der griechischen sich wiederspiegelt, ohne Zutat und Abzug, freilich aber doch auch ohne alles das, was dem Wesen deutscher Sprache und deutscher Poesie und deutschem Gefühle zuwiderläuft“ [3]).

Damit hat Wolf angedeutet, wann für den Übersetzer das Recht und die Pflicht beginnt, von seinem Original abzuweichen. Wo ist aber die Grenze, das einzelne als unwesentlich und nichtig zu betrachten? Scharf und bündig beantwortet die Frage Schroeter: „Dort, wo die Sprache des Übersetzers schlechthin die Mittel versagt, das Kleine und Besondere dem dichterischen Gefühle seiner Epoche gemäß zu reproduzieren oder die Sonderheit des urbildlichen Ausdrucks mit deren poetischer Redeweise in Einklang zu bringen, wo die Details des Originalwerkes unversöhnlich dem Geschmacke zuwider laufen, welcher die Kopie erfassen soll, und Schattierungen, aus dem Urbild auf diese übertragen, das ästhetische Auge verletzend abstoßen müßte, da

---

[1]) Anzeiger des Teutschen Merkurs Februar 1784 S. XIX.

[2]) Teutscher Merkur 1795 III, 422.

[3]) „Ist Homer auch übersetzbar?“ in Goekingks „Journal von und für Deutschland“ 1784. Maiheft S. 557—570.

beginnt das Recht, weniger als die Pflicht des Übersetzers, auszuweichen, zu mildern, oder divinatorisch den Ausdruck zu wählen, mit welchem wahrscheinlicherweise der Dichter seinen Gedanken in Zeit und Sprache des Übersetzers verkörpert haben dürfte, da beginnt für diesen die Notwendigkeit, umschreibend dem Original den Gehorsam zu versagen, damit er den Boden seiner eigenen Zeit nicht unter den Füßen verliere, denn nur aus diesem fließen seine Mittel, ihr Genüge zu tun“ [1]).

Aus seiner Praxis heraus erläutert diese theoretischen Grundsätze Gries, der berühmte Übersetzer der großen romanischen Epen, wenn er im „Weimarer Jahrbuch“ schreibt: „Treue und Schönheit sind die beiden Hauptforderungen, die man an jede Übersetzung zu machen hat; oder (wie Goethe sich bei der Gelegenheit der Cenobia ausdrückte), man soll dem Originale durchaus treu und seiner Nation verständlich und behaglich sein. Sehr oft aber stehen diese Forderungen sich geradezu im Wege, und dann pflege ich nach folgender Maxime zu verfahren: Ist die Treue nur durch Widrigkeit und Abgeschmacktheit zu erreichen, so wird ihr ohne Bedenken so viel genommen, daß nur der Sinn nicht ganz verfehlt wird; verlangt die Schönheit eine so große Abweichung vom Original, daß der Sinn nicht mehr zu erkennen ist, so muß sie dem weniger Schönen, nur noch Leidlichen Platz machen. So kommt hier alles auf ein poco di piu und poco di meno an, wobei der Übersetzer allein an seinen Geschmack und sein Gewissen verwiesen ist; er muß in Kollisionsfällen dieser Art, die so häufig vorkommen, die feinsten Gründe für und wider auf das sorgfältigste abzuwägen verstehen“ [2]).

Treue und Schönheit! Damit berührt Gries die dritte Forderung an den Übersetzer: Die Wiedergabe der dichterischen Schönheit des Originals. Wie und mit welchen Mitteln ist sie zu erreichen? Die Beantwortung dieser Kardinalfrage ist der sichere Mentor in der Beurteilung auch der Homerübersetzung. Die wertvollste Vorbedingung ist zweifellos eine annähernd kongeniale dichterische Veranlagung. Denn „es gilt nicht nur die Worte einer Dichtung in ihren feinen Zusammenhängen, sondern auch des

[1]) Schroeter a. a. O. S. 142.

[2]) Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausg. von Hoffmann v. Fallersleben Bd. 3, 1855 S. 153.

Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen und das Ethos seiner Rede in der neuen Sprache wiederklingend zu machen: selbst die Untertöne, die jede wahre Dichtung in der Seele des Lesers oder Zuhörers mitschwingen läßt, sollen in der Übersetzung einen leisen Nachhall finden. Hierzu gehört natürlich in erster Linie, daß der Übersetzer fähig ist, diese seine Klänge aus dem Original herauszuhören. Er muß nicht nur in das äußere Verständnis der Sprache dieses Originals eingeweiht sein, sondern er muß auch in den Geist dieser Sprache untertauchen können, muß die Wirkungen des ihr eigentümlichen Wellenspiels nachempfinden und das Auf und Ab ihres geheimnisvollen inneren Lebens ahnen. Erst aus dieser völligen Beherrschung der Sprache des Originals und aus dem Eindringen in ihren Geist erwächst dem Nachbildner die Freiheit und Beweglichkeit, deren er für die selbständige Neueinkleidung des geistigen Inhaltes einer fremden Dichtung notwendig bedarf, und erst auf diesem Untergrunde wird auch die Lösung der Frage möglich sein, welcher sprachliche Zuschnitt dem neuen Gewande zu geben sei“ [1]). Von dem letzten Punkte werden wir unten ausführlich zu handeln haben.

Mit welchen Mitteln kann aber der Übersetzer dieses so fixierte Ziel seiner Nachdichtung erreichen? Offenbar sind auch diese durch den Zweck seiner Übersetzung bestimmt. Der deutsche Übersetzer einer fremden Dichtung muß eine Dichtung schaffen, wie sie auf die deutsche Welt wirken kann und würde als deutsche Dichtung. Daraus folgt, daß er das Urbild zeichnen muß mit den dichterischen Mitteln seiner Gegenwart.

Ein sehr hübsches Beispiel mag das erläutern: Das Homerische „βοῶπις“ hatte Voß in seinem Streben nach „Homerheit“ unbedenklich mit „farrenäugig“ übersetzt und erweckt damit gerade das entgegengesetzte Bild wie Homer bei den Griechen [2]). Diese sehen im Ochsenauge

[1]) Oskar Bulle a. a. O. S. 273.

[2]) Vergl. Bürger: „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Homerübersetzung“ im 6. Band der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften: „Es ist unmöglich, daß irgend zwei Sprachen in der Welt einerlei Zuschnitt in der Bekleidung der Gedanken brauchen können. Es ist unmöglich, daß diese verschiedenen Bekleidungen gleich passend und schön sein sollten. Denn wie können sie ihre Vollkommenheiten und Reize alle an eben demselben Orte haben? Zwei Sprachen sind zwei Schönheiten, die verschiedene natürliche Reize und Vollkommenheiten besitzen. Die eine hat lebhafte, feurige Augen, die andere

eben nur das Große, Klare, Schimmernde und deswegen konnten sie als Vorbild schöner Frauenaugen dienen. Wir sehen mehr den glotzenden, stierenden Ausdruck. Stolberg hatte daher „mit großen, rollenden Augen" übersetzt.

Der Übersetzer hat also in seiner Muttersprache das korrespondierende, seelenverwandte Dichterwort zu suchen, das die gleichen oder wenigstens ähnliche poetische Wirkungen bei dem Leser auslöst wie das Original. „Man sagt," bemerkt hierzu Schroeter, „man könne nicht zwei Herren dienen. Der Übersetzer muß es. Er muß dem Originale sich so ganz gefangen geben und will doch seiner Zeit dienen. Er muß beiden Gehorsam zollen. Wem von beiden in erster Linie? Das ist ein heikler Knoten. Der poetische Übersetzer will nichts anderes, als ein bestehendes Kunstwerk reproduzieren und kann das doch nur dadurch, daß er ein neues erstehen läßt. Er bleibt beiden gleich verhaftet, dem alten wie dem neuen; wo er jenes verletzt, dort verdirbt er dieses; wo er dieses schädigt, vergeht er sich an jenem. Er kann das Kunstwerk nur im Kunstwerk spiegeln; das alte will er zeigen, ein neues muß er bilden. So muß er mit den Organen rechnen, für welche er dieses aufrichtet, mich dünkt in erster und letzter Linie . . . . das Dichterwort läßt sich allein im Dichterworte wiedergeben, muß dichterisch nachgedacht, dichterisch nachempfunden werden, dichterisch nachgebildet sein . . . . aber mit den dichterischen Mitteln seiner Gegenwart; an des Übersetzers persönliche Handhabung dieser Mittel ist neben dem absoluten Werte oder temporären Interesse seines Vorwurfs sein Erfolg gebunden"[1]).

An seine persönliche Handhabung! Damit kommen wir zu dem Einwande, daß jede Nachdichtung durch das Medium des Übersetzers gehend, subjektiv gefärbt sei. Allerdings! „Unwillkürlich führt auch dem redlichsten Übersetzer sein eigenes Ich die Feder und das Einschleichen von Farbstoffen, die nur seiner Eigenart gehören, ist ganz unvermeidlich" (Schroeter). Aber gilt dies nicht ebenso von der Lektüre des Originals? „Die feineren Unterschiede der Eindrücke,

minder, aber davor einen lieblichen Mund: Diese hat eine reizende Hand, die Laute zu schlagen geübt, jene dagegen einen wohl gebildeten Fuß, der zum Entzücken tanzt. An beiden muß man Reiz gegen Reiz, Vollkommenheit gegen Vollkommenheit, obwohl an verschiedenen Arten, aufgehen lassen. So auch mit den Sprachen".

[1]) Schroeter a. a. O. 143.

sowohl dem Grade als der Art nach, hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des einzelnen ab; niemand kann sein besonderes Gefühl zum allgemeinen Maßstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Vossens Homer sei nicht der ihrige, und es blieb immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn wenige unstreitig so tief und anhaltend wie er studiert haben"[1]). Auf diesem Gebiete kann, wie O. Bulle mit Recht bemerkt, nur von Kompromissen die Rede sein, „die Metempsychose geht nicht restlos vor sich: die Seele einer großen Dichtung erleidet unwillkürlich eine Veränderung, wenn sie in einen andern Leib übergeht. Nur darum kann es sich handeln, daß diese Veränderung nicht durch die Mißverkennung des alten und die Verunstaltung des neuen Leibes in eine gänzliche Vernichtung des geistigen Inhaltes ausarten".

Wir haben also die ästhetischen und poetischen Anforderungen an die Übersetzertätigkeit aufgestellt[2]). Aber gerade bei Homer sollen diese bei der ungeheuren Verschiedenheit der homerischen und deutschen Gedankenwelt und Sprache unerfüllbar sein.

Hier ist der Ort der schon oben berührten Unübersetzbarkeit eines fremden Dichterwerkes in Bezug auf Homer näher zu treten.

Unsere deutsche Sprache, so betont Schroeter, ist in ihrer phonetischen Gesunkenheit völlig unfähig, mit der in stolzer Jugendkraft und Jugendfülle blühenden Homers sich zu messen, und dieser fernere Grund verknüpft sich der weiten Differenz der metrischen Instrumente, um die Epopöen Homers als schlechthin unübersetzbar zu erkennen[3]). Die beste Antwort gibt er selbst, wenn er zu der

[1]) August Wilhelm Schlegel in der Jenaer Allg. Literaturzeitung Jahrgang 96 S. 474.

[2]) Daß dies bei aller Subjektivität der Materie möglich sei, betont Schlegel a. a. O.: „Indessen würde es mißlich um die ganze Poesie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Übereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreißt, so wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidene mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Überladenen, das Natürliche mit dem Gekünstelten und Steifen vertauscht wird".

[3]) a. a. O. 350. Vergl. den sehr interessanten Aufsatz: „Über die Farbengebung des Altertümlichen in Verdeutschung alter, klassischer Prosa" in

Bemerkung im „Godwi“: „Tonspiele können nicht übersetzt werden“, schreibt: „Wie aber diese unsere Dichtersprache, welche doch wahrhaftig die Mittel besitzt, jede Schwingung der großen und kleinen Welt an- und ausklingen zu lassen, hätte die Macht nicht zu ergreifender Vollwirkung einen alten Dichter in ihren Lauten zum Worte zu rufen? Freilich wohl! Unsere herrliche Sprache kennt kein Gebiet des Gedankens und der Gefühle, und wäre es noch so schönheitsprächtig und durchtränkt von allen sinnlichen Ton- und Farbenreizen, und wäre es noch so ätherisch und seine Substanz spekulativ entkörpert und transcendent vergeistigt, daß sie nicht ihren Szepter zwingen könnte“ [1]).

Allerdings, sie wird, wie jede moderne Sprache, die das Kindesalter längst hinter sich hat, ihre Wirkung mehr mit geistigen Mitteln zu erreichen suchen, und so wird sich der sinnliche Klangzauber, der sinnliche Reiz für das Ohr in einer deutschen Übersetzung sehr verdünnen. Daß er sich aber gänzlich verflüchtet, daß unsere Muttersprache total unfähig wäre, diese homerische Musik wiederzugeben, wie Schroeter behauptet [2]), wird jeder, der auch nur die Vossische Übersetzung gelesen, als eine große Übertreibung bezeichnen. Auch hier gilt, was wir schon oben im allgemeinen von einer Übersetzung betont haben, sie ist berechtigt, auch dichterisch, wenn sie auch keine adäquate Wiedergabe und Wirkung des Originals darstellt, sondern sich mit der „Approximation“ begnügt, wie Wieland sich gelegentlich ausdrückt. Eine noch größere Übertreibung ist es, wenn diese sinnliche Wirkung der homerischen Sprache, die, wie wir gesehen haben, sich nicht ganz, sondern nur annähernd wiedergeben läßt, das Leben, also die Seele der homerischen Poesie sein soll. Doch wohl mehr der Leib! Die Seele, das hat uns Lessing im Laokoon gezeigt,

F. de la Motte-Fouqués Zeitschrift: „Die Musen“ Jahrgang 1814, I. S. 102—120, bes. S. 108, zugleich eine gute Antwort auf die entgegenstehenden Aufstellungen Wilamowitz' in seiner „Einleitung“.

[2]) a. a. O. 357.

[3]) Dagegen bemerkt er in seiner Kritik des Vossischen Homer sehr richtig: „Denn welche Melodie, welcher Tonzauber ruht über den hexametrischen Werken Goethes und Schillers! Und einen ähnlichen hätte der Dichter nicht über eine deutsche Odyssee verbreiten können? Dann lag es an ihm, nicht an seiner Sprache; an der Begrenztheit und dem Unvermögen seiner Kraft, nicht an seinen Mitteln“.

ist die edle Einfalt und stille Größe des Sängers, die ganze naive Götter- und Heldenwelt des alten Griechenlands, die dem Leser die Sehnsucht nach dem Kindesalter der Menschheit und dem verlorenen Paradies wieder erweckt. Und diese Seele, so hat uns Wilamowitz belehrt, soll der Übersetzer nicht einem fremden, sondern dem deutschen Leib einhauchen, und für Deutsche mit den Mitteln, die auf diese eine ähnliche Wirkung ausüben, wie der griechische Leib auf die Griechen. Glücklich scheint mir diese Gedanken die neueste Homerübersetzung von Hans Georg Meyer [1]) verwirklicht zu haben. Meyer verzichtet absichtlich darauf, Homers Sprache in ihrer „Griechheit“ nachzuahmen, wozu sein Kritiker bemerkt: „Es ist wirklich ein Vergnügen, diese Übertragung zu lesen, zumal wenn wir daneben die des Eutiners zum Vergleich aufschlagen. Denn auch in dem Gefüge der Worte und Sätze hat sich der neue Verdeutscher von der hemmenden Anlehnung an Homers Sprache so viel wie möglich frei zu halten versucht“ [2]). Die letzten Worte weisen schon auf die von unserer deutschen Sprache so abweichende homerische Syntax hin. Auch ihre direkte Übersetzbarkeit hatte Lessing und nach ihm Herder betont. Lessing hatte nämlich im Laokoon darauf aufmerksam gemacht, daß es unmöglich sei, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mithören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen [3]) und daß unsere Sprache unfähig sei, drei Beiwörter wie die homerische zu einem Hauptwort zu fügen. Homer z. B. sage: runde Räder, eherne, achtspeichige; diesen Vorteil habe unsere deutsche Sprache nicht [4]). Dreißig Jahre später hat Goethe in „Hermann und Dorothea“ diese Schwierigkeit mühelos gelöst. An Lessing knüpft Herder an und betont in seinem Aufsatz: „Ob Homer für uns Deutsche übersetzt werden solle“, „daß das Fortschreitende seiner Manier, und die beständig zirkelnden und wiederkommenden Züge in seinen Bildern kaum übersetzbar seien“ [5]).

Eine absolute Unübersetzbarkeit Homers spricht er aber so wenig wie Lessing aus. Im Gegenteil, er schreibt: „Einige Bilder, die Herr Lessing aus Homer anführt, sind nicht übersetzt, nur indirekte und nach einzelnen Zügen vorgestellt, sie enthalten aber noch in dieser

[1]) Leipzig 1906. — [2]) Bulle a. a. O. 274. — [3]) Werke IX 89.

[4]) Werke IX 110. Vergl. auch: Winckelmanns Kollektaneen bei Justi: „Winckelmann in Deutschland“ I, 149.

[5]) Werke (Ausgabe von Suphan) III, 126.

Vorstellung so viel Leben, daß ich an der Übersetzung Homers durch einen Originalgeist nicht verzweifle. Ich lese Gott Lob! meinen Homer in seiner Sprache: noch immer aber würde ich ihn mit Entzücken in der meinigen haben lesen wollen, wenn ein Meinhard[1]) davon auch nur einen Versuch geliefert hätte .... Grieche muß ich überdem schon werden, wenn ich Homer lese, ich lese ihn, wo ich wolle: warum denn nicht in meiner Muttersprache? Insgeheim muß ich ihn doch in dieser schon jetzo lesen: insgeheim übersetzt ihn sich die Seele des Lesers wo sie kann, selbst wenn sie ihn griechisch hört: und ich sinnlicher Leser! ich kann mir ohne diese geheime Gedankenübersetzung sogar kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Lesen Homers denken. Nur denn erst lese ich, als hörte ich ihn, wenn ich mir ihn übersetze: er singet mir griechisch vor, und ebenso schnell, so harmonisch, so edel suchen ihm meine deutschen Gedanken nachzufliegen: alsdenn und alsdenn nur vermag ich mir und andern von Homer lebendige, bestimmte Rechenschaft zu geben und ihn mit ganzer Seele zu fühlen. In jedem andern Falle, glaube ich, liest man ihn als Kommentator, als Scholiast, als Schulgelehrter, oder Sprachlehrling, und dies Lesen ist unbestimmt oder tot. Ein anderes ist, sagt Winckelmann, Homer verstehen, ein anderes, sich denselben erklären können; und dies geschieht in meiner Seele nicht anders, als durch eine geheime Übersetzung, durch eine schnelle Umwandlung in meine Denkart und Sprache. Überdem ist diese in Betracht, die Übersetzerin Homers zu werden, weit über die französische und englische hinaus; sie allein kann vielleicht einen Mittelweg zwischen Umschreibung und Schulversion, wie die meisten lateinischen sind, finden: und dieser Mittelweg heiße mit einem altdeutschen Worte, dessen starker Gebrauch uns durch so manche schlechte Ausübung verächtlich und lächerlich geworden: Verdeutschung. Freilich werde ich meinen Homer, auch wenn Meinhard ihn übersetzt hätte, in seiner Urschrift immerfort studieren; nur würde ich mich auch nicht schämen, die Übersetzung nebenan liegen zu haben, bei jedem starken Bilde, das ich in meiner Muttersprache ganz fühlen will, in sie hinein zu blicken, mit ihr zu wetteifern, so lese ich Homer.

[1]) Fruchtbarer Übersetzer [1727—67]; seine Homerübersetzung scheiterte an der Teilnahmslosigkeit des Publikums.

„Bedürfnis ist's also nicht, wenn ich mir einen Meinhardschen Homer wünsche, es ist Patriotismus, Gefühl für seine wahre Lesemethode, Gefühl für meine Muttersprache gegen so manche süß lateinische Übersetzung von Hektor und Andromache betrachtet: Gefühl endlich gegen die unwichtigen Gründe, womit man ein Genie, das zu interpretieren da ist, vom Homer abschrecken und hinwegsegnen will. Wie? wenn Pope auch so gedacht hätte: wo wäre der englische Homer geblieben? Und wird wohl ein vernünftiger Engländer, der Homer griechisch lesen kann, ihn nicht lesen wollen, weil ihn Pope englisch geliefert?"

Dann folgt die Erörterung der oben erwähnten rhythmischen und syntaktischen Schwierigkeiten[1]) und Herder schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Indessen bringen mich auch diese Schwierigkeiten noch nicht zur Verzweiflung. Auch hier wird das Genie Rat finden: Es wird zerstücken und wiederholen, sterben lassen und wieder vors Auge bringen und dem Homer wenigstens nacheifern"[2]). Das ist das Urteil des Verfassers der „Stimmen der Völker". Nehmen wir noch dazu, daß auch Goethe sich keineswegs ablehnend gegen eine deutsche Homerübersetzung ausgesprochen, sondern die Bürgersche Übertragung mit freundlichen Worten aufgemuntert hatte[3]), und bedenken wir, daß hier mehr denn bei jeder anderen grauen Theorie das Wort gilt: „Schließlich kommt ein Genie und macht's uns vor", so dürfen wir wohl die Frage der Übersetzbarkeit Homers hinlänglich erörtert haben, bis auf eine, die wichtigste von allen, die Frage nach der Form der poetischen Übertragung.

[1]) Auf beide hatte eben Jeske in seiner erwähnten Schrift aufmerksam gemacht; namentlich weist er auf die zu zahlreichen griechischen Partikel hin, die eine unendliche Nüancierung in der Ursprache ermöglichen, ferner auf die Tonmalerei der Sprache Homers [S. XIII].

[2]) Werke a. a. O. 133.

[3]) Daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Übersetzung, mit 10 Versen in dem Original verglichen, darum wünschen wir, daß er in gutem Humor möge gesetzt werden, fortzufahren. Er fahre fort mit Liebe und Freude der Jugend; pflege Rat über sein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut; lasse sich durch keine Kleineley hindern und, wie sie sagen, zurechtweisen; strebe nach der goldenen einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals: kurz, tue das seinige! [Teutscher Merkur 1776, 29. Febr.]

Schroeter wird nicht müde, es immer und immer wieder zu betonen, und es ist das Endergebnis seines Buches, daß an der sprachlichen Form der deutsche Homer noch in elfter Stunde gescheitert sei. Auf den ersten oberflächlichen Blick sollte man meinen, daß die Beibehaltung der Form des Originals das selbstverständlichste und ersprießlichste sei.

Und in der Tat, bei einem Dichtwerk, dessen poetische Form eine auch in der Muttersprache des Übersetzers heimische und gebräuchliche ist, dürfte kaum ein Übersetzer auf den Gedanken kommen, seiner Übertragung ein anderes sprachliches Gewand zu geben. Erst wenn sich bei der Übertragung eines fremden Metrums Schwierigkeit oder Unmöglichkeit herausstellte, konnte diese Frage praktisch bedeutsam werden. Die Not also, nicht theoretische Erwägung, hat den Gedanken an eine Änderung der metrischen Form hervorgerufen, und diese Not war bei Homer allerdings besonders groß. Geschrieben in einer Form, die, bevor Gottsched den Hexameter in unserer Muttersprache endgültig heimisch machte, in der deutschen Literatur unbekannt war oder als metrische Ungeheuerlichkeit galt, konnte es sich für die Homerübersetzer vor 1730 nur darum handeln, ein vaterländisches Metrum anzuwenden oder das dichterische Gewand ganz fallen zu lassen und nackte Prosa anzuwenden. Beide Wege wurden begangen.

Genau 200 Jahre, bevor Gottsched die ersten Verse der Ilias in deutsche Hexameter übertrug, im Jahre 1537, gab Simon Schaidenraisser bei Alexander Weißenhorn in Augsburg seine „Odyssea" in bayrischem Prosadialekt heraus[1]).

Diesem Versuch des 16. Jahrhunderts folgte zu Anfang des 17. Jahrhunderts Josef Spreng, der 1610 die „Ilias Homeri in artliche deutsche Reime" brachte[2]).

---

[1]) Odyssea. Das seind die allerzierlichsten vnd lustigsten vier vnd zwaintzig bücher des eltisten kunstreichesten Vatters aller Poeten Homeri von der 10jährigen irrfahrt des weltweisen Kriechischen Fürstens Olyssis durch Maister Simon Schaidenraisser, genannt Minervium, dieser Zeit der . . . statt München Stattschreiber . . transferieret. Alexander Weißenhorn, Aug. Vind. Excudebat 1537. Fol. 102 S. Vergl. Reinhardstoettner im „Jahrbuch für Münchener Geschichte" I. Bd. 1887 S. 511—517.

[2]) Ilias Homeri. Das ist Homeri des vralten, fürtrefflichen Griechischen Poeten, XXIV Bücher. Von dem gewaltigen Krieg der Griechen wider die Trojaner, auch langwierigen Belägerung vnd Zerstörung der Königlichen Statt Troja . . . in artliche Teutsche Reimen gebracht, von weilund

Fünfmal innerhalb 20 Jahren wurde diese Übersetzung in Frankfurt und Augsburg neu aufgelegt.

Schon treten wir ins 18. Jahrhundert. Gleich im ersten Jahre desselben wurde von Christian Heinr. Postel „die listige Juno, wie solche vor dem großen Homer im 14. Buche der Ilias abgebildet, nachmals von Eustachius ausgeläget, in teutschen Versen vorgestellet und mit Anmerkungen erkläret."

Dann gab Gottsched in demselben Jahre, in dem er durch seine hexametrische Verdeutschung des Anfangs der Ilias ein metrisches Prinzip erläutern wollte, im 17. Stück seiner „Beiträge" das erste Buch der Ilias in achtfüßigen Trochäen wieder. Natürlich haben diese und die übrigen Versuche einer Homerverdeutschung vor Bodmers und Bürgers Übertragungen, wie die von Müller (1745), Fromm (1745), Blohm (1751—65), Pfennigk, Steinbrychel (1763) usw., nur noch historisches Interesse[1]). Nur eines Versuchs müssen wir hier gedenken, weil er von einem Mann ausging, der als Lehrer Winckelmanns, Verfasser eines homerischen etymologischen Wörterbuches und erste Autorität seiner Zeit gar wohl berufen schien, wenigstens dem 18. Jahrhundert einen deutschen Homer, wenn auch nur in Prosa, zu schenken; es ist dies die Homerübersetzung von C. Tob. Damm[2]), Rektors zu Berlin, die 1769/71 in vier Bänden in Lemgo erschien. Leider tyrannisiert darin der klassische Philologe und Schulmeister so sehr den Poeten, daß Schroeter in seiner temperamentvollen Weise äußert, daß Damm aus der Ilias eine abscheuliche Karikatur, eine urkomische Travestie, eine Rüpelkomödie gemacht, in einem so abscheulichen Rotwelsch und Clownsjargon, daß auch der raffinierteste Judenwitz unserer Tage den Dr. Wippchen nicht blasphemischer hätte Homer übersetzen lassen können[3]).

Magistro Johann Sprengen, gewesenen Kays. Notario, Teutschen Poeten, vnd Burgern zu Augspurg. Jetzt erstmahls in offenem Truck publiziert und verfertigt . . Gedruckt zu Augspurg, durch Christoff Mangen. In Verlegung Eliae Willers anno 1610. Fol.

[1]) Sie finden sich fast vollzählig bei Degen: „Literatur der deutschen Übersetzungen der Griechen. Bd. I Altenburg 1797" und sind zum Teil analysiert bei Schroeter a. a. O. Kap. II und III.

[2]) Über ihn: Carl Justi in seinem berühmten Buche „Winckelmann in Deutschland" S. 34 ff.

[3]) a. a. O. S. 96.

Im 19. Jahrhundert hat dann Damm Nachfolger an Oertel (1822), Zauper (1826) und Minckwitz (1854) gehabt, die Homer in recht gutes Deutsch übertrugen. Sie alle, die, durch die Schwierigkeit des fremden Metrums geschreckt, auf das jonische Gewand verzichteten und Homer in einem deutschen Kostüm dem Beschauer präsentierten, standen unter dem Banne der eingangs behandelten Kontroverse über die Unübersetzbarkeit Homers auch in der Form und konnten sich auf gute Autoritäten berufen.

Kein geringerer als Goethe hatte einen Homer in Prosa gefordert, Klopstock und Jakob Grimm waren ihm gefolgt, und Lessing hatte die Forderung gebilligt; er allerdings gibt uns auch den Grund an, warum selbst Dichter, deren Stimme ein Recht auf Gehör hatte und hat, für einen Homer in Prosa waren, wenn er im 40. Stück der „Dramaturgie" schreibt: „Wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Prosa hören wollen, als nackte geradbrechte Verse? Unter allen unsern gereimten Übersetzungen werden kaum ein halbes Dutzend sein, die erträglich sind . . Die Beste ist an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzose war schon nicht der größte Versifikateur, sondern stümperte und flickte; der Deutsche war es noch weniger und indem er sich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen seines Originals gleich treu zu übersetzen, so ist es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zum förmlichen Unsinn werden mußte[1]).

Also bescheidene Resignation, nicht Versuch einer Lösung des Problems war die Triebfeder. Im übrigen spricht er sich für eine metrische Übersetzung aus, und Herder folgt ihm[2]) von Bürger, Stolberg, Voß, Schlegel, Wieland zu schweigen.

Aber auch a priori ist ganz klar, daß die dichterische Wiedergabe eines poetischen Kunstwerkes der poetischen Form nicht entbehren

[1]) Werke IX, 262. Vergl. Schroeter: „Eine einfache und reine Prosaübersetzung der alten Epopöen aus berufener Feder muß auf jeden Gebildeten freundlicher und weit unmittelbarer wirken als die unnatürlichen Accente und die stilistischen Insolenzen der Vossischen Übersetzungsmanier" (S. 95).

[2]) „Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Homerüberseßung vermissen, aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack, sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsere Sprache und Poesie hinten bliebe." (Über die neuere deutsche Literatur. Zwote Sammlung von Fragmenten, 1767, S. 265.)

kann. Die Prosaübersetzung eines Dichters, auch die beste, ist eine, um mit Rudolf Hildebrand zu reden, „Entdichterung des Dichters"! „Denn die Elementarbedingung des Kunstwerks bleibt eben doch die kunstgemäße Formung seines Stoffes; und was ist die Auflösung dieser seiner künstlerischen Erscheinungsform anders als die Reduktion des Kunstwerkes zu seiner embryonischen Materie?"[1]) In der Form einer Dichtung liegt einer ihrer Hauptreize und Werte, Form und Inhalt stehen nicht nur in äußerem, sondern auch in tiefinnerem Zusammenhange. Und wenn R. Haym konstatierte[2]), daß August Wilhelm Schlegel den Grundsatz für immer erstritten und ihn zum Axiom erhoben habe, daß Übersetzungen von Dichtern in Prosa ein poetischer Totschlag sei, und daß es bei poetischen Nachbildungen schlechterdings erforderlich sei, in dasselbe Silbenmaß zu übersetzen, sofern sich die Sprache demselben nicht ganz weigert, so glauben wir die Forderung nach einem deutschen Homer in Prosa genügend herabgeschraubt zu haben. Diese Übersetzungen werden stets ihre Berechtigung erhalten, wenn es sich um rein stoffliche Wiedergabe der hellenischen Sagen- und Ideenwelt handelt, dichterisch veranlagte Übersetzer haben stets die Anwendung einer metrischen Form für selbstverständlich erachtet[3]).

Nicht so selbstverständlich, wie dies auf den ersten Blick erscheinen dürfte, ist, daß diese metrische Form auch die des Originals sein muß.

Schon Wilamowitz nennt in dem angeführten Vorwort das unbedingte Festhalten an den Versmaßen der Urschrift einen Schlen-

[1]) Schroeter S. 95.

[2]) Die romantische Schule S. 167.

[3]) Vergl. Gruppe: Deutsche Übersetzungskunst S. 28: „Man kann ein dichterisches Kunstwerk nicht anders übersetzen als in einer künstlerischen Form. Wie hier das Original einer solchen nicht entbehren kann, so darf auch die Übertragung davon nicht abstehen. Prosaische Übersetzungen poetischer Werke können nur da gelten, wo es zunächst nur auf ungefähre Kenntnis des Inhalts ankommt, auf Anlage, Zeichnung der Charaktere, kurz auf die Grundlage, den Umriß, höchstens den Knochenbau. Allein das wahre Leben hängt innig mit der Form und ihrer künstlerischen Behandlung zusammen, jenes muß verloren gehen ohne dieses. In der Prosa kann man nicht einmal, ohne geschmacklos zu werden, die poetische Sprache wiedergeben, denn sie motiviert erst durch das Maß; es wäre ein Tanz ohne Musik. Vollends sind Ton und Spiel unerreichbar, sobald man von der metrischen Form absehen will."

drian. Und O. Bulle bezeichnet es in seinem mehrfach erwähnten Aufsatz als eine barbarische Gefühllosigkeit, Satzbau und Versbau der einen Sprache ohne weiteres in die andere herüber zu nehmen. „Meist hemmen sie in dieser das freie Spiel des Geistes in demselben Maße, wie sie es in jener förderlich begleiteten." Auch Jakob Grimm schreibt in der Einleitung zu seiner Grammatik: „Es ist Verkehrtheit oder eitles Spiel, verschwundene oder fremde Versmaße, welchen unsere heutigen Sprachverhältnisse nicht gewachsen sind, neu einzuführen oder nachzubilden."

Bekanntlich haben die Anakreontiker, hat Lessing antike Vorlagen in Reimen übersetzt, hat Wieland horazische Episteln in Jamben, Schiller den Vergil in Stanzen übertragen; Goethe selbst hat öfter in Übersetzungen ein anderes Versmaß eingeführt[1]), von Beispielen neuerer Übersetzer, deren Zahl Legion ist, zu schweigen[2]).

Die Literaturgeschichte kennt also ein Gesetz, wie R. Haym meint, nicht, sondern läßt auch hierin dem Übersetzer die individuelle Freiheit.

Und von dieser Freiheit machte eins der reichsten Dichter- und Übersetzertalente des 18. Jahrhunderts, Bürger, Gebrauch. Wenn irgend einer, so besaß er die dichterische Legitimation, das schwere Wagnis zu vollbringen.

Schon im Jahre 1771 hatte Bürger als Anhang seiner oben charakterisierten „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Homerübersetzung" einige Probefragmente einer Iliasübersetzung in Jamben in Klotz' „Bibliothek der schönen Wissenschaften"[3]) veröffentlicht, also in derselben Zeitschrift, die Riedel, der die Möglichkeit einer deutschen Homerübersetzung sehr entschieden verneinte[4]), eifrigst zugestimmt hatte. Trotzdem legte Klotz den Bürgerschen Aufsatz dem Publikum vor mit den Worten: „Mit wahrem Vergnügen teilen wir

[1]) Briefwechsel mit Schiller, 15. Okt. 1799 (Ausg. v. Muncker, III, S. 259).

[2]) Gegen all diese: G. Legerlotz: „Grundsätze für die Verdeutschung antiker Hexameterdichtungen". Berliner philolog. Wochenschrift 1888 Nr. 29/32.

[3]) Bd. VI, St. XXI, S. 1—41. Schon im Jahre 1769 als „Probeschrift" der „Deutschen Gesellschaft in Göttingen" für die Aufnahme als „Beisitzer" eingereicht; abgedruckt: Archiv für Literaturgeschichte, Bd XII, 1884, S. 70—83; der Ton der Eingabe ist für Bürgers Charakter sehr bezeichnend.

[4]) Fr. A. Riedel: „Denkmal des Herrn Johann Nikolaus Meinhard an den Herrn Geheimrat Klotz" Jena 1767 S. 61.

diesen Aufsatz unsern Lesern mit. Wir wollen ihnen desto weniger in ihren Urteilen über denselben vorgreifen, je deutlicher sich der Geschmack, die Gelehrsamkeit und Einsicht des Verfassers darinnen offenbaren. Dies sei uns erlaubt, hinzuzusetzen, es ist uns kein Deutscher bekannt, welcher in Ansehung einer Übersetzung des Homers sowohl was das richtige Urteil, als die Probe betrifft, unserem Verfasser vorzuziehen sei"[1]).

Bürger „dachte wunder, was das liebe Publikum dazu sagen würde"[2]), aber die Fragmente blieben fast gänzlich unbeachtet, was Bürger selbst später auf die Unvollkommenheit der Jugendarbeit schob. Und obgleich er selbst es aussprach: „Unsäglich mühsam ist's, den Homer ohne Zusatz und Abgang poetisch zu verdeutschen, bleich, hager und halb schwindsüchtig grübelt man sich dabei, und wenn die Schwungkraft währenddem erschlafft ist, so muß man sich oft so gewaltsam wieder aufraffen, daß der ganze Nervenbau dröhnt"[3]), so trat er doch mit einer Energie, die man bei der sonstigen Zerrissenheit seines Lebens kaum vermuten sollte, im Januarheft des „Deutschen Museums" vom Jahre 1776 mit einem Jambischen Homer aufs neue in die Schranken. Er bot die ersten 295 Hexameter des V. Gesanges der Ilias in 357 Jamben[4]) mit dem Motto aus Klopstocks Oden:

Deß spott ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von der Glosse triefet.

Doch fühlte Bürger, daß man von ihm eine Rechtfertigung der neuen Form verlange, deshalb schickte er seiner zweiten Jambischen Probe desselben Jahres, die er im Maiheft des „Teutschen Merkurs" aus den VI. Gesang veröffentlichte, einen theoretischen Aufsatz im Oktoberheft derselben Zeitschrift nach: „Bürger an einen Freund über seine teutsche Ilias".

Es ist die schärfste Lanze, die von so berufener Seite gegen einen deutschen Homer in Hexametern geschleudert wurde, und ein Auszug darf in einer Abhandlung, die über einen hexametrischen Homer handelt, kaum fehlen.

[1]) a. a. O. — [2]) „Deutsches Museum" Jan. 1776 S. 1.

[3]) a. a. O. S. 2.

[4]) Bürgers Jambus ist der Miltonsche Blankvers, der sich wesentlich von dem unserer Klassiker unterscheidet; diese haben nach Belieben männliche und weibliche Ausgänge, Miltons Vers kennt nur männliche. Das gibt seiner Sprache etwas Hartes und Sprödes.

Der Aufsatz ist in Dialogform zwischen A und B gehalten. B: Sein Jambus ist gar Homers Vers nicht, Hexameter hätte er wählen sollen, denn man könne wohl ein Flötenstück auf der Oboe nachspielen, daß es das nämliche Stück bleibe, aber Melodie und Takt dürfe nicht verändert werden. Ferner gehe die Homerische Musik in teutschem Jambus verloren. Fast 20000 Verse hindurch gar keine Abwechselung! Ein beständiges Einerlei! Ein ewiges Klipp Klapp! Klipp Klapp! Schon mittelmäßige Hexameter hätten mehr Wechselklang.

A (Bürger) sucht ihn zu widerlegen unter Hinweis darauf, daß dann die Griechen den rasenden Roland in otave rime übersetzen müßten; auch finde niemand die Jamben Miltons ermüdend. Ferner führt er noch einen politischen Grund an: „Denn unter uns, den Hexameter und alle die griechischen Odensilbenmaße können die wenigsten im Teutschen leiden. Besonders den Altfranken — und derer sind doch die meisten — sind sie ganz unausstehlich." Bürger weist sodann auf die Scheltrede Hektors gegen Paris hin und fragt: „Sollte es wohl möglich sein, solche Stellen in Hexametern zu verteutschen? Soweit ich poetisches Vermögen besitze oder nur an höheres Vermögen anderer hinaufsehen kann, glaube ich, daß einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. Soll mich das Gegenteil überführen, so muß es a posteriori geschehen; durch eine Übersetzung in Hexametern darneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen. Gern will ich mich dann zum Ziel legen und meinen ganzen Jambischen Plunder ins Feuer werfen."

Ein Monat später erschien im Deutschen Museum der XX. Gesang der Ilias in deutschen Hexametern von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, und dieselbe Zeitschrift reichte diesem mit überschwenglichen Worten die Palme. Und Bürger, der Stolberg so zuversichtlich entgegen gerufen hatte: „Fritz Fritz, auf, rüste dich zum Kampfe! Sieg gilt es oder Tod!" warf nach diesem „Beweis a·posteriori" seinen jambischen Homer tatsächlich ins Feuer: In „Goekingk's Journal für und in Deutschland" veröffentlichte er 1784 die ersten vier Gesänge der Ilias in — Hexametern [1]).

Wahrlich hat je ein 10jähriges Mühen grausameren Lohn gefunden?

[1]) Im Januar-, Februar-, April- und Juniheft je einen Gesang.

Angesichts der Tatsache, daß eine so reich begabte Dichternatur, wie Bürger in seinem Dädalusflug an dem Wechsel der Form scheiterte und scheitern mußte, glauben wir uns damit begnügen zu dürfen, seine weniger berühmten Nachfolger wie Rinnes (1840), Carlowitz (1844), Gravenhorst (1865), Schelling u. a. einfach zu registrieren.

Mir kommen alle die Homere im teutschen Gewande vor, wie griechische Hopliten in preußische Grenadieruniform gezwängt und wenn ich auch die Möglichkeit nicht bestreiten will [1]), daß ein gottbegnadetes Genie auch diese Schwierigkeit überwinden könne, so glaube ich mich doch unter Hinweis auf Bürgers Beispiel voll und ganz den vernünftigen Worten O. Bulles anschließen zu dürfen: „Daß man ruhig bei dem sechsfüßigen Versmaß bleiben kann, scheint mir H. G. Meyers Übersetzung darzutun. Auf jeden Fall ist es bis jetzt nicht gelungen, ein anderes Versmaß zur einigermaßen glaubwürdigen Wiedergabe des homerischen Textes an seine Stelle zu setzen" [2]).

Hat sich das homerische Gewand durch den Messias, Hermann und Dorothea, Vossens Luise sogar für deutsche Originaldichtungen Bürgerrecht erworben, so ist nicht einzusehen, weshalb einem griechischen Leib ein deutscher Faltenwurf besser stehen solle.

Freilich, über die Gesetze des deutschen Hexameters ist viel hin- und hergestritten worden, und es muß den Kernpunkt dieses grundlegenden Teils bilden, seine Natur aus dem für und wider der Meinungen so herauszuschälen, daß eine objektive Beurteilung der Stolbergischen und Vossischen Übertragung nach dieser Richtung hin möglich ist.

Gottsched ist, wie gesagt, der Vater des deutschen Hexameters mit seiner 1737 veröffentlichten Probe einiger Iliasverse geworden. Zwar wurden auch schon vor ihm deutsche Hexameter gemacht. Wilhelm Wackernagel schrieb sogar eine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" [3]), Berlin 1831. Er

[1]) Vergl. die bekannte Dante-Übersetzung von Pochhammer und dessen Begründung für die Änderung des Metrums in der Vorrede.

[2]) Siehe auch den sehr eindringlichen und gründlichen Aufsatz von Hertzberg: „Zur Geschichte und Kritik der deutschen Übersetzungen antiker Dichter." Preußische Jahrbücher Bd. 13.

[3]) Kleine Schriften II, 1—68 (1873). Vergl. auch Weichelt: „Versuche einer Geschichte der Einführung antiker Metren in die deutsche Poesie." Prog. Demmin 1861 ff.

spricht zu Unrecht von einer „Geschichte"; denn was wir an Proben deutscher Hexameter vor Gottsched kennen, sind nicht untereinander im Zusammenhang stehende Momente eines geschichtlichen Prozesses, sondern „einfach flüchtige, immer wieder aus den Studien der Antike auftauchenden Einfälle und Kunststückchen sehr vereinsamter Individuen" (Schroeter).

Es ist klar, daß von einem deutschen Hexameter erst die Rede sein konnte, nachdem Opitz an Stelle der antiken Länge und Kürze Hebung und Senkung gesetzt hatte. Doch ist auch vor ihm der Versuch gemacht worden, den antiken quantitierenden Vers einfach herüber zu nehmen [1]).

Konrad Geßner vollführte dies anno 1555, und sein deutscher Hexameter sieht also aus:

Ó Vatér unsér, der dú dein' éwige Wóhnung
Érhöhst in Himméln, dein Náme wérde geheíligt.

Als sein Nachfolger ist von Lessing Fischart entdeckt worden. Im 18. der „Briefe die neueste Literatur betreffend", schreibt er: „Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sei, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Übersetzer des Babelais entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Original umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze gehört auch, am Ende des 2. Kapitels, der Anfang eines Heldengedichtes in gereimten deutschen Hexametern, das wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Übersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten) forthin weiche." Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach

[1]) Die ältesten Versuche datieren vom Jahre 1340. Minor, Metrik S. 307.

nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre andere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung." Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so [1]):

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein mutiges G'müthe.
Laß dich versichern die kluge himmlische Güte,
Daß du nit frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande [2])."

Man sieht, diese gereimten „leoninischen" Hexameter sind noch ganz auf dem quantitierenden Prinzip aufgebaut, ebenso wie die des Grammatikers Johannes Clajus in seiner „grammatica germanicae linguae" [3]).

Auch die im Erscheinungsjahre von Opitzens Aristarch 1617 besorgte Übertragung des 104. Psalm von Emmeran Eisenbeck blieb dem alten Prinzip treu; ja sogar 1628, also 4 Jahre nach Erscheinen der „Teutschen Poeterey" gab Burch. Berlichius in seinem Buche „De jure novercarum" eine Reihe deutscher Hexameter nach Art der lateinischen, ebenso 1627 Andreas Bachmann.

Trotzdem nun Opitz 1624 dem Prinzip des Clajus zum Siege verhalf, schloß seine Theorie den deutschen Hexameter unbedingt aus. Er kannte nur Jamben und Trochäen. Daktylen waren ihm ohne ersichtlichen Grund [4]) etwas Unmögliches, „denn wenn Opitz das deutsche Betonungsgesetz in seiner prinzipiellen Bedeutung erkannte, was in aller Welt bewog ihn, es nur für Jamben und Trochäen zu formulieren und sein ganzes Leben lang nur Jamben und Trochäen zu gestatten und selber zu bauen?" (Baesecke.)

[1]) „Es ist charakteristisch, daß Fischart die ‚sechshupfige Silbenstelzung' wählt, um mit ihr zu beweisen: Dáß auch die Téutsche Sprách süßiglich wie Griechische springe." Roethe, Humanistische u. nationale Bildung, S. 24.

[2]) Werke VIII, S. 45. Die Verse stehen in Fischarts Übertragung Gargantuas vom Jahre 1575; Lessing zitiert nach einem Nachdruck von 1617.

[3]) Doch kannte Clajus schon genau das akzentuierende Prinzip und nur der leoninische Reim hat ihn gehindert, es in seinen Hexametern anzuwenden. Vergl. den interessanten Aufsatz von Georg Baesecke in Sauers „Euphorion". Bd. VIII. Heft 3. S. 435 ff.

[4]) Baesecke vermutet, daß ihn der leoninische Hexameter des Clajus, dessen Innenreim das akzentuierende Prinzip verletzte, dazu verführte.

Es ist das Verdienst von Opitzens Freund August Buchner in Wittenberg, den Daktylen in sog. Buchner-Vers wieder Eingang verschafft zu haben [1]).

Siegmund von Birken ist dann der erste, der 1679 in seiner „Rede-, Bind- und Dichtkunst" die Grundsätze von Clajus-Opitz und die von Buchner anwendet, ihn muß man also mit Recht als den Vater unseres heutigen Hexameters ansehen.

Während aber Schotelius und Morhof solche Verse in Erinnerung an die quantitierenden Versuche des 16. Jahrhunderts als „Zwang wider die Eigenschaft der Sprache" betrachteten, spotten Hunold und Weise über die „müheloſe Kunst solcher Verse". Letzterer gab aber selbst eine Probe in seinen „Curiösen Gedanken von deutschen Versen 1693".

Dann wagte der Hofdichter Heräus 1713 in einer Elegie zur Geburtstagsfeier Karls VI. Distichen, immer noch gereimt, aber in reinen Daktylen.

Doch blieben alle diese Versuche vereinzelt, jeder Dichter hielt sich für den Erfinder.

Da gab Gottsched in seiner kritischen Dichtkunst 1730 die erste Probe ungereimter Hexameter: 15 Verse über die Größe Roms und Athens; in der 2. Aufl. vom Jahre 1737 fügte er den Anfang der Ilias und in der 3. Aufl. 1742 eine Bearbeitung des Vaterunsers und des 106. Psalms, sämtliche in Hexametern an.

Bei dem Ansehen und der großen Verbreitung der Gottschedschen Schrift war dies Vorgehen der Anstoß zu einer ganzen Literatur. Uz, Giesecke, Ewald v. Kleist folgten, und als Klopstock 1748 seinem Messias hexametrische Form gab, war der Sieg des fremden Metrums wohl für immer entschieden. Mit Recht bemerkt Kauffmann in seiner „Metrik": „Durch Goethes und Schillers Hexameter ist jeder Kritik, welche den Vers als undeutsch bemäkelt, der Boden entzogen" [2]).

Über die metrische Natur des deutschen Hexameters ist viel hin und her gestritten worden [3]). Suchen wir einen festen Standpunkt zu den strittigen Fragen zu gewinnen.

---

[1]) Cfr. Buchner-Prätorius: Anleitung zur deutschen Poeterey, S. 151, wo Buchner die Erfindung Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein zuschiebt. — [2]) Metrik, S. 190.

[3]) Ich nenne: Brieger, „Über den deutschen Hexameter", Posener Programm 1866 beſ. S. 21. Ferner: Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache,

Wer im Vertrauen auf Opitzens Forderung, statt der antiken Länge eine deutsche Hebung, statt der Kürze eine deutsche Senkung zu setzen, sich wohlgemut ans Werk machte, selber Hexameter zu verfertigen, wird gar rasch auf ungeahnte Schwierigkeiten stoßen: Was wird aus dem homerischen Spondeus im deutschen Hexameter? Da der griechischen Länge die deutsche Hebung entspricht, so müßten wir an Stelle des griechischen Spondeus ein deutsches Wort mit zwei sich unmittelbar folgenden gleichbetonten Silben setzen. Solche „gleichgewogenen" Spondeen kennt die deutsche Sprache nicht. Voß half sich auf doppelte Weise, beide Mal auf Kosten des deutschen Wortakzentes. Er ließ entweder zwei wirklich betonte Silben zusammenkommen und sagte:

„Der Herrscher im Donnergewölk Zéus."

Aber entweder läßt man hier gegen jeden Sinn und Sprachgebrauch die zweite Länge unbetont oder betont beide Silben, wodurch aber die Einheit des Versfußes aufgehoben, ja sogar statt des fallenden Rhythmus – ∪ ein steigender ∪ –, – – eingeführt wird, was nur bei der verpönten Zäsur im 6. Fuß möglich ist. Oder aber er bildet „geschleifte" Spondeen, indem er die stark betonte Silbe in die Senkung, die schwach betonte in die Hebung bringt und sagt:

Wer getróst fortgéhet. Aber wer sagt „fortgéhet"? [1])

Wenn man nun durch den Nebenton, den Wörter wie „Eislauf", „Weinberg", „furchtbar", zweifellos haben, bewogen mit Minor steigende oder jambische Spondeen — – (frohlóckt) und sinkende oder trochäische Spondeen (héilsam) unterscheidet [2]), so ist dies m. E. ein leerer Streit um Worte, da sich diese scheinbaren Spondeen ohne Zwang auch in den trochäischen Rhythmus fügen. Ob man sie Trochäen oder Spondeen nennt, verschlägt wenig. Schiller und Goethe wandten solche „Spondeen" unbefangen sowohl in dreifüßigen als in

---

Königsberg 1802. 2. Aufl. 1831. R. Hildebrand, Zeitschrift für deutschen Unterricht VIII, S. 1 ff. Sodann die schon zitierten Aufsätze von Legerlotz und Hertzberg, ferner die Äußerungen Goethes, Klopstocks, Lessings, Schlegels, Hamerlings, die an ihrem Orte zitiert werden. Endlich die erwähnten Abhandlungen von Wackernagel, Gruppe, Cholevius, sowie die Metriken von Kauffmann, Minor und Saran.

[1]) Vergl. Viktor Hehn: „Über Goethes Hermann und Dorothea". S. 135 ff.

[2]) a. a. O. 145.

zweifüßigen Versen an. „Als Klopstock in größerem Maße und in freierer Bewegung die ersten Hexameter machte, da wußte er nur von Daktylen und Trochäen, an Spondeen dachte er gar nicht, dachte niemand von allen denen, welche dem neuen Maß ihren begeisterten Beifall schenkten. Die Stolberge, Voß, das ganze Zeitalter dachte nicht daran und man hatte schon ernste Fortschritte gemacht in der künstlerischen Behandlung, das Ohr hatte sich schon gebildet, da kam ganz spät erst Wolf, und er stand hier weit hinter den Dichtern zurück; weiterhin wurde der Gegenstand Sache der Eitelkeit, und, wie denn zu geschehen pflegt, mit höherer, d. h. scheinbar höherer Formvollendung sollten andere Mängel zugedeckt werden. Aber es gibt eine Gerechtigkeit, und es handelt sich um eine Sache von allgemeinster Bedeutung für die deutsche Poesie und Literatur“ [1]).

Hält man sich vor Augen, daß Saran, dessen ganze Metrik, wie es scheint, berufen ist, eine Umwälzung in der deutschen Verslehre hervorzurufen, sogar vom homerischen Hexameter schreibt: „Klopstock kommt zu dem — durchaus richtigen — Ergebnis, daß jene Schulregel nur ideale Geltung habe, schematisch sei; daß hingegen die Verhältnisse der wirklichen rhythmischen Zeiten des homerischen Hexameters, damit der griechischen Verse überhaupt, äußerst mannigfaltig seien, Homers Hexameter hat lange, längere, längste, kurze, kürzere, kürzeste Silben: Er bewegt sich also im zeitlichen sehr frei, man muß eben Skansion und wirklichen Vortrag trennen. Deshalb hat es gar keinen Wert, ängstlich nach Spondeen zu suchen. Die schöne Bewegung des Vorbildes ahmt man im Deutschen sogar besser nach, wenn man sich mit Trochäen (Vater, Leben, rette) begnügt. Leider ist diese richtige Ansicht Klopstocks wieder verloren gegangen und erst neuerdings von R. Westphal [2]) neu entdeckt worden“ [3]), — so wird man billig dem deutschen Hexameter dieselbe Freiheit einräumen, zumal, wie selbst Minor zugibt, „niemand sagen kann, wo der Spondeus aufhört und der Trochäus anfängt“ [4]), und so

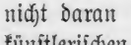
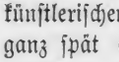
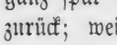
[1]) Gruppe a. a. O. S. 367.

[2]) Vergl. Westphal: „Allgemeine Metrik“. 1892. S. 190 ff.

[3]) Saran: Deutsche Verslehre. S. 326.

[4]) Vergl. W. Schlegel, Werke VII, S. 187; II, 196; III, 191 ff. Ferner: J. A. Gotthold, „Ist es ratsam, den Trochäus aus dem deutschen Hexameter zu verbannen?“ Königsberger Programm 1817; ferner Hamerlings Nachwort zum „König von Sion“.

bleibt von dem ganzen Philologengezänk die sehr bescheidene und eigentlich selbstverständliche Forderung [1]), die jeder Dichter bewußt oder unbewußt befolgte, bei zweisilbigen Versfüßen nach möglichst langen, bei dreisilbigen nach möglichst kurzen Senkungen zu trachten,

also lieber und  als  und  zu setzen.

Freilich muß dieses Trachten nicht in Manie wie bei Wolf und A. W. Schlegel ausarten [2]), „auch rein trochäische Hexameter sind durchaus nicht übelklingend, denn ihrem innersten Bau zufolge macht die Sprache den trochäenfreien Hexameter unmöglich, er ist eine bloße Grille, eine Täuschung. Er kann nur ausgeführt werden, indem man der Sprache Gewalt antut. Ja noch mehr, der gute, der feine Hexameter, der Hexameter im wahren Sinne der Griechen fängt erst an, wo wir jenen reinen Spondeus aufgeben. Ich will zugestehen, daß Schlegels Hexameter, in denen er den Fluß Gangar feiert, eine eigentümliche Leistung sei, doch ist das vorliegende Originalmaß ein ganz anderes und ob sie den Charakter desselben ausdrücken, steht auch noch dahin; allein ich will das alles zugeben, nur kann ich nicht einräumen, daß das griechische Hexameter sind, nicht daß sie musterhaft sind, sie sind roh, sie sind nur auf den Schein hin gearbeitet, sie dienen, man verzeihe das Wort, der leidigen Renommage — ein Unwesen, das Wolf begonnen hatte“ [3]).

Über das numerische Verhältnis der dreisilbigen zu den zweisilbigen Versfüßen besitzen wir sehr interessante statistische Fest-

[1]) Vergl. Viehoff: „Vorschule der Dichtkunst“, S. 108, der 12 Regeln über den Bau des deutschen Hexameters aufstellt.

[2]) Weil das Streben nach „Spondeen“, die fast nur in Compositis vorkommen, zu undeutscher Häufung von Wörtern wie: Marktschwein, Leibrock, Raubwild, Mannkraft und umgekehrt zu Deminutiven wie bläulich, schwärzlich ꝛc. führt.

[3]) Gruppe, S. 366. Vergl. auch Schroeter, S. 344: „So wird man in den effektvolleren unserer hexametrischen Dichtungen den Daktylus immer vorherrschend finden, und wo vermeintliche Spondeen sich finden, wird das deutsche normale Ohr immerdar einen unliebsamen Defekt im Rhythmus verspüren und wären die Spondeen noch so schwer und noch so langatmig. Das erklärt sich daraus, daß das daktylische Grundschema des Hexameters dem deutschen Bewußtsein unauslöschlich vorschwebt und wo dieses nicht erfüllt ist, sein ästhetisches Empfinden mit der Lücke nicht versöhnt werden kann.“

stellungen von Drobisch[1]) und Götzinger[2]). Danach verhalten sich dieselben bei Homer wie 68 : 32, bei Vergil wie 40 : 60, bei Klopstock wie 61 : 39, bei Voß wie 60 : 40, bei Goethe wie 51 : 49. Stolberg ist hier wie von allen, die sich mit dem deutschen Hexameter befaßt haben, einfach ignoriert[3]), und darum wird es angebracht sein, bei der Untersuchung seiner Hexameter auch auf diese Frage einzugehen.

Ein zweiter, fast ebenso wichtiger Punkt in der Behandlung des deutschen Hexameters ist die Zäsur. Die alte Metrik erklärte die Zäsur als einen Sinnesabschnitt, der nicht mit dem Rhythmus zusammenfällt, sondern mitten in den Versfuß einschneidet, also eine Stelle, an welcher innerhalb des Versfußes ein Wort aufhört und ein anderes beginnt. Saran sucht auch den Begriff dieses Terminus vom Text auf den Rhythmus zu schieben, wenn er S. 214 schreibt: „Wie Vers, so ist auch Zäsur eigentlich ein graphischer Begriff. τομή war den Griechen der Einschnitt im Text eines στίχος, den man am regelmäßig an bestimmter Stelle wiederkehrenden Wortschluß erkannte. So die τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον im Hexameter; der Name zeigt, wie papieren der Begriff gedacht ist. Daß die τομή des Hexameters eine Lanke, die des Trimeters nur eine Fuge ist, verschlug nichts. Die Lateiner verbinden mit ihrer „caesura“ denselben Sinn; ebenso die Franzosen mit ihrer „césure“. Aber neuerdings hat auch dieser Begriff rhythmische Färbung bekommen: Man denkt dabei mehr an die hörbare rhythmische Grenze. Die Zäsur wird nun als Stelle eines durch Wortschluß markierten syntaktischen Bruches erklärt, und ihr werden Nebenzäsuren (Binnenzäsuren) von geringerem syntaktischen Werte zur Seite gestellt. Immer aber bleibt man mit dem Worte beim Textbild stehen. Man vergißt, daß eine rhythmische Grenze sehr merklich sein kann, ohne daß der Text ein syntaktischer Einschnitt, ja auch nur Wortschluß sei. Schattierende Beschwerung oder Dehnung einer Textsilbe, charakteristische Melodieführung genügen vollkommen, eine Grenze ins Ohr fallen zu lassen ... auch hier mag man für die bekannten und allgemein anerkannten Einschnitte von „Versen“

[1]) In den „Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse“ 1866 (Bd. XVIII, S. 75—139) und 1868, Bd. XX, S. 16—65, 138—160.

[2]) In Fleckeisens Jahrbüchern 1869. Bd. C. S. 145—151.

[3]) Götzinger, der 18 Dichter vergleicht, berücksichtigt nur dessen „Antwort an G. A. Bürger“. S. 146 u. 47.

den Namen Zäsur beibehalten und Wortschluß nebst deutlichem syntaktischen Bruch dafür verlangen. Aber man soll da, wo man die Gliederung eines Metrums bestimmen will, von Naht, Gelenk, Fuge, Lanke, Kehre, Werde, Absatz reden. Sonst wird man im Rhythmischen immer unklar bleiben und sich um Zäsuren und Nebenzäsuren streiten wie um des Kaisers Bart“[1]).

Doch scheint mir durch diese Neuerung die Verwirrung nur noch größer zu werden, und so lange die neuen metrischen Anschauungen Sarans nicht allgemein anerkannt sind, scheint es ratsam, bei der Jahrhunderte alten und eingewurzelten metrischen Terminologie trotz des Protestes Sarans[2]) auch in bezug auf die Zäsuren zu verbleiben.

Demnach sind 16 Hauptzäsuren möglich, die Kombination der möglichen Nebenzäsuren ist Legion.

Am beliebtesten ist die Zäsur nach der Länge des dritten Fußes, penthemimeres genannt; sie gliedert den Vers am harmonischsten, denn sie folgt dem Gesetz des goldenen Schnittes, nach dem sich der kleinere Teil zum größeren verhält, wie dieser zum Ganzen.

Fast noch häufiger ist, im Deutschen wenigstens, die Zäsur nach der ersten Kürze des dritten Fußes: τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον.

Zwei andere Zäsuren, die meist verbunden vorkommen, sind die trithemimeres, die Zäsur nach dem dritten Halbfuß, und die hephthemimeres, die Zäsur nach dem siebenten Halbfuß.

Dagegen haben die Griechen die „caesura post quartum trochaeum“, also nach der ersten Kürze des vierten Fußes, vermieden, und Voß mit Goethe und Schiller folgen ihnen hierin, während Klopstock wie Denis und Sonnenberg an ihr festhalten[3]).

Allgemein verpönt ist die beständige Übereinstimmung von Wortfüßen und Versfüßen: Die Diärese. Die Zäsuren sollen innerhalb der Versfüße fallen, d. h. Versabschnitte sein und die Wortfüße sollen innerhalb der Versfüße endigen. Nur die Diärese zwischen dem vierten

[1]) Saran a. a. O. S. 214.

[2]) Vergl. S. 328: „Die Untersuchungen der klassischen Philologen über die Zäsuren des Hexameters genügen nicht, weil sie viel zu papiern nach den Wortschlüssen gemacht sind und auf den Rhythmus keine genügende Rücksicht nehmen ... vor allem muß sich der Rhythmiker den Aberglauben an die Gültigkeit des Papiernen abgewöhnen und hören und fühlen.“

[3]) Vergl. Walser, Ztschr. f. österr. Gymn., Bd. 35, S. 885—900.

und fünften Fuß wird als sog. bukolische Zäsur, weil wohlklingend, geübt.

Wenn Voß noch das Gesetz „entdeckte", daß die weibliche Zäsur im vierten Fuß verpönt sei, so ist das, um mit Schroeter zu reden, eine wahngeborene Chimäre. „Normen, welche die antiken Sprachen aus sich heraus geboren hatten, warum in aller Welt sollte ihnen die deutsche sich sklavisch unterwerfen müssen? Wo sie es nicht getan, so ist es ihr nimmermehr schädlich geworden. Man vergleiche Schillers „Glück" [1]). (S. 63.)

Daß endlich für den Hiatus im Hexameter dieselben Gesetze gelten wie in der deutschen Verslehre überhaupt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Ein Praktiker von Ruf, der obenerwähnte Gries, äußert sich über diesen Punkt, wie mir scheint, sehr treffend: „Den Hiatus zu vermeiden, halte ich für eine unerläßliche Pflicht. Er entsteht meines Erachtens im Deutschen (die romanischen Sprachen befolgen bekanntlich ganz andere Regeln) nur dann, wenn ein unbetonter Vokal am Ende eines Wortes mit einem Vokal zu Anfang des folgenden zusammenstößt. Nun finden wir am Ende eines rein deutschen Wortes nicht leicht einen anderen unbetonten Vokal, als das leidige e. Dieses bildet mit jedem folgenden Vokal allemal einen Hiat, den ich ohne alle Ausnahme für verboten halte. Das unbetonte a kommt im Deutschen wohl nur am Ende von Eigennamen vor. Hier halte ich den Hiat für durchaus verboten, wenn der folgende Vokal ebenfalls ein a oder au ist. Dagegen würde ich das unbetonte a im Zusammentreffen mit anderen Vokalen zur Not passieren lassen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen selten vorkommenden unbetonten Endvokalen, z. B. in desto, jetzo und dergl. Betonte Endvokale kommen im Deutschen wohl nur in einsilbigen Wörtern vor und machen keinen Hiat; z. B. da erscheint, sie eilt, du erwachst. Doch vermeide ich auch hier das Zusammenstoßen gleichtönender Vokale. Da aber, je eher, du unser und dergl. würde ich mir schwerlich erlauben. Ein durchgreifendes Gesetz für unsere Reimverse, nach Art der antiken Metrik, aufzustellen, möchte schwerlich gelingen. Ich glaube noch immer, daß ein feines musikalisch gebildetes Ohr hierin der einzige Richter ist [2])."

[1]) „Du schaust sie, du bist der Beglückte".

[2]) Weimarisches Jahrbuch a. a. O. S. 154.

Nehmen wir noch dazu, daß der fünfte Fuß in der Regel ein Daktylus ist, und daß der Dichter bestrebt sein muß, die Versschlüsse auf tonloses e, namentlich oft hintereinander oder beim „freien Enjambement" zu vermeiden [1]), so dürfte das Wichtigste über den Hexameter nach seiner metrischen Seite gesagt sein [2]).

Daß er auch poetisch ein sehr wirksamer epischer Vers ist, möchten wir mit den Worten Minors betonen: „Der Hexameter darf als eine der wertvollsten Bereicherungen der deutschen Metrik betrachtet werden. Denn er verbindet mit der reichsten Mannigfaltigkeit und Abwechslung einen gleichmäßig ruhigen und würdevollen Gang, der ihn besonders für die epische Erzählung geeignet macht. Die Mannigfaltigkeit beruht auf der Verschiedenartigkeit der Versfüße, Wortfüße und Zäsuren; die Gleichmäßigkeit auf der gleichen Anzahl der Takte und der regelmäßigen Wiederkehr des gleichen Versschlusses. So ist der Hexameter ebenso biegsam und vielseitig als ruhig und stark. Die mannigfaltigen Abstufungen machen ihn fähig zum Ausdruck sanfterer und stärkerer Empfindungen, er vereinigt Anmut mit Würde und Kraft" [3]). Um aber so Kulturvers im eminenten Sinne zu sein, darf er nicht in hundert papiernen Vorschriften aufgehen, sondern muß sich dem griechischen Vers nähern, wie ihn Herder unnachahmlich treffend charakterisiert hat: „Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mitteilend, allem, was unter ihm wohnet, ist kein Schul- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und als gleichsam bildsamer Leim

[1]) Voß häuft zu diesem Zwecke die Komposita am Ende oder setzt einsilbige Wörter und kommt so mit dem Satzakzent in beständigen Konflikt.

[2]) Der Vollständigkeit halber vergl. den interessanten Versuch Kösters, „echte" und „unechte" Daktylen zu unterscheiden (Zeitschrift f. D. Altertum. Bd. XXXXVI. S. 113—127).

[3]) a. a. O. S. 281. Vgl. auch Schroeter, S. 58: „Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in anderen und gereimten Formen Messias und Frühling sich nimmermehr zu diesem Grade einer harmonischen Beweglichkeit Ausdrucksfülle und gemessene Zwanglosigkeit hätte entfalten können. Eine höhere Ungebundenheit und größere Fähigkeit, sich unendlich zu modifizieren, als der deutsche Hexameter, besitzt keine dichterische Kunstform der Welt. Der deutsche Hexameter ist das denkbar fügsamste metrische Instrument; seine Handhabung ganz ohn' Ermessen leichter, aus prosodischen wie syntaktischen Gründen, als die des griechischen und des lateinischen."

auf Götter- und Heldengestalten wartete[1]). Unendlich und unermüdet fließt's in sanften Fällen, in eigenartigen Beiwörtern und Kadenzen, wie sie das Ohr des Volkes liebt, hinunter. Diese, das Kreuz aller berühmten Übersetzer und Heldendichter, sind die Seele seiner Harmonie, das sanfte Ruhekissen, das in jeder endenden Zeile unser Auge schließt, und unser Herz entschlummert, damit es in jeder neuen Zeile gestärkt zum Schauen erwache und des langen Weges nicht ermüde. Alle erhabenen „Siehe!", alle künstlichen Verschränkungen und Wortlabyrinthe sind dem einfachen Sänger fremde, er ist immer hörbar und daher immer verständlich. Sein Tritt ist sanft, und die Ankunft seines Geistes wie Olysses Ankunft in der Heimat: Nur der kann sein Vertrauter werden, der sich diese demütige Gestalt weder vorlügt noch hinwegschämet" [2]).

Fassen wir die Resultate des ersten Teils zusammen, so können wir das über das Wesen der Übersetzung, Treue und dichterische Wiedergabe des Stoffes Gesagte nicht besser und präziser ausdrücken als mit den Worten Karl Otfried Müllers in seiner „Einleitung zur Übersetzung von Aeschylus' Eumeniden" [3]): „Zur Übersetzung trieb den Verfasser das Verlangen, der Schönheit und Eigentümlichkeit des Originals durch Nachbildung auf selbsttätiger Weise inne zu werden. Jede Übersetzung, besonders aber die Nachbildung von poetischen Kunstwerken in anderer Sprache, ist eine nie völlig zu lösende Aufgabe, bei welcher der Übersetzer, im Streite mit hundert Pflichten nichts erreichen kann, ohne anderes aufzugeben. Was hilft es ihr, den durch Worte ausgedrückten Begriffen entsprechende gegenüber zu stellen, obgleich schon dies um so schwerer wird, je mehr die Begriffe auf eigentümlichen Anschauungen beruhen, wenn nicht zugleich die Empfindungen, die sich bei verschiedenen Völkern nicht immer auf gleiche Weise mit den Begriffen verbinden, auf eine verwandte Weise angeschlagen werden? Der,

[1]) Joh. Jak. Bodmer macht in seinem „Gerechten Momus" (siehe unten S. 110) hierzu die geschmackvollen Hexameter:

„Herder sprach so und aus dem gebärenden Schoße der Zeit kam
Stolbergs Ilias, und ihr Zwilling, Bürgers; Ullysseus'
Ward entbunden in Otterndorfe der blühende Rektor." (S. 16.)

[2]) Volkslieder, 2. Teil, Leipzig 1779, S. 5. Vergl. auch Friedrich: „Geschichte der griechischen Poesie". S. 123 ff.

[3]) Göttingen 1833. S. III.

welcher dabei die Momente, welche dem Dichter selbst die wichtigsten waren, herausfühlt und allen anderen überordnet, wird sich ohne Zweifel dem Vollkommenen am meisten nähern. Er kann dies aber auf keinen Fall, ohne das Ganze, die Hauptideen, den Zusammenhang des Kunstwerks aufgefaßt zu haben; wer nur das Einzelne erwägt, muß notwendig in der Hauptsache, in dem, was dem Dichter selbst vor allem am Herzen lag, sehr oft fehlen. Ein strenger, nach äußeren Regeln bestimmter Gesetzesdienst, in welchen die Vossische Schule leider immer mehr verfallen ist, opfert dem Zufälligen das Wesentliche; auch hier gibt nur Liebe, Begeisterung eine Freiheit in der Treue, ohne welche das Übersetzen eine Knechtsarbeit ist."

Was die Form betrifft, so halten wir es nicht gerade mit R. Haym für ein Axiom, daß die Originalform beizubehalten sei, wohl aber glauben wir die These theoretisch und historisch erhärtet zu haben, daß die Wiedergabe eines Gedichtes in Prosa „ein Schmetterling ist, dem man den Flügelstaub abgewischt, ein düsteres, unheimliches Phantom, oder schlimmer als das, ein geschundener Marsyas" [1]).

Und selbst, wenn wir so weit gehen, zuzugeben, daß diese Form nicht immer und überall das Metrum des Originals sein müsse, so stellen wir doch mit Ludwig Uhland diese Forderung an jeden Übersetzer Homers, „den man heute in alle romanischen und altdeutschen Versmaße übersetzt haben möchte, nur nicht in Hexametern" [2]).

Freilich lehnen wir den griechelnden Schulhexameter Vossens ab und ziehen den auf die Bedingungen heimatlicher Rede zurückgeführten Hexameter Goethes vor, der mehr mit dem Ohr des Künstlers als nach papiernen Vorschriften gebaut ist[3]), und von dem der

[1]) Hertzberg, a. a. O. S. 261.

[2]) Holland: „Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis" 1886, S. 87: „Dennoch könnte ich im allgemeinen nicht zum Aufgeben des Hexameters für eine Übersetzung Homers raten. Der Hexameter entspricht vorzugsweise der Anforderung an einen epischen Vers, daß er Gleichmäßigkeit mit Mannigfaltigkeit verbinde. Innerhalb der stets gleichen Anzahl und Dauer der Versglieder und Zeilen läßt der Hexameter doch einen überaus mannigfachen rhythmischen Wechsel zu und ist dadurch für alle Abstufungen des sanfteren und stärkeren Ausdrucks, des ruhigeren und rascheren Fortschreitens geschickt."

[3]) Daß man Hexameter bloß nach dem Gehör, ohne Kenntnis des antiken Schema bauen kann, dafür gibt uns Bissing im Leben der Dichterin Imhoff-

feinsinnige Viktor Hehn rühmen kann: „Sein Vers drängt sich nirgends vor, er drängt sich nirgends gewaltsam auf. In dem dunklen, beglückenden Gefühl, sicher und leicht von dem rhythmischen Element getragen zu sein, überlassen wir uns mit ungestörter Empfindung der lebendigen Wirkung des schönen Inhaltes. Keine ungehörige Wendung, kein unnützer Zusatz, kein empfindlicher Abzug verrät den Zwang des Metrums; die Worte, überall klar und natürlich, werden in edler Wohlbewegung von selbst zu Hexametern, und haben wir oben den epischen, leichtverschlungenen Periodenbau bewundert, so müssen wir hier bewundern, wie der Gang der Rede mit dem Gang des Verses in Anfang, Mitte und Ende so harmonisch zusammenstimmt. Kunstlos und doch voll Kunst, nachlässig und doch voll Haltung, bewegen sich diese Verse im Spiel der Trochäen und Daktylen, gegliedert durch passende Zäsuren den Perioden entgegen und von ihnen ab, bis sie schließlich mit ihnen zusammentreffen[1])."

Wenden wir uns nun nach den vorausgegangenen theoretischen Erwägungen, die, wir wiederholen es, nach unserer Überzeugung allein eine feste Basis für die Beurteilung jeder deutschen Homerübersetzung bilden, der ersten vollständigen Übertragung zu, welche die Iliade in deutschen Hexametern gefunden hat: Der Iliasübersetzung, des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg vom Jahre 1776.

Helwig ein wertvolles Zeugnis. Diese hatte in ihren „Schwestern von Lesbos" Hexameter geschrieben, ohne zu wissen, was ein Hexameter ist; Goethe sagte: „Ich verstehe; Das Kind hat die Hexameter gemacht, wie der Rosenstock die Rosen trägt!" (Minor.)

[1]) Hehn a. a. O. S. 136.

II. Historischer Teil.

65 Louisdors hatte Goethe unter seinen Weimarer Freunden für Bürger gesammelt[1]), als dieser im Januarheft des deutschen Museums vom Jahre 1776 den V. Gesang der Ilias in Jamben veröffentlicht hatte mit dem oben (S. 27) gestreiften Prolog ans deutsche Publikum. Für das Januarheft des folgenden Jahres hatte Bürger den XX. Gesang verheißen. Er blieb aber aus. Was war geschehen?

Am 27. September 1776 hatte Boie, der Herausgeber des deutschen Museums von Hannover aus an Bürger geschrieben[2]): „Was würdest du zu einem anderen deutschen Homer sagen?" Am 17. Oktober schrieb Bürger zurück[3]): „Wer ist denn der neue Übersetzer Homers?" worauf ihm am 27. desselben Monats Boie schrieb[4]): „Der Übersetzer Homers ist — Fritz Stolberg, und seine Arbeit selbst scheint mir herrlich. Ich habe den XX. Gesang der Ilias und muß ihn im November des Museums abdrucken lassen. Er ist mit deinen Jamben nicht zufrieden und glaubt, daß du Homeren herabwürdigst. Ich bin in einer seltsamen Verlegenheit dabei. Daß ich ihn drucken laß, wirst du mir nicht übel nehmen, da er ohnedies gedruckt würde. Soviel ich verstehe, hat er schon viel fertig. Mach, daß du im Dezember wieder was darauf sagen kannst und deine Übersetzung ankündigen. Ich glaube nicht, daß er dir viel Schaden tun wird . . . ich halte es selbst für besser, daß Stolbergs Homer vor deiner Ankündigung, als gleich nachher erscheine"[5]).

---

[1]) Adolf Strodtmann, Briefe von und an Gottfried August Bürger, 4 Bände, Berlin 1874.

[2]) Strodtmann I, 341. — [3]) Strodtmann I, 347. — [4]) Strodtmann I, 349.

[5]) Strodtmann I, 348. Schon am 21. Oktober hatte ihm Voß geschrieben: „Wie weit sind Sie mit Ihrem Homer? Stolberg übersetzt ihn auch, in Hexametern." (I, 348.)

Am gleichen Tage bemerkte er in einem zweiten Brief: „Von Stolbergs Homer sind, wie mir Voß schreibt, die ersten 6 Bücher fertig und werden Ostern herauskommen. Ich habe lang von Stolbergs Idee gewußt, wollte Dir aber mit Fleiß nichts davon schreiben, um Dich nicht irre zu machen, weil ich nie glaubte, daß was davon zustande kommen würde. Daß das wäre, wußt ich nicht, bis er mir selbst den XX. Gesang fürs Museum schickte. Ich bin nie in einer größeren Verlegenheit gewesen. Schreib mir bald. Ich bin nicht ruhig, als bis ich Deine Gedanken weiß.“ [1])

Schon am folgenden Tage schrieb Bürger in großer Erregung zurück: „Doch das Ding aus der Schweiz (gemeint ist eine Recension seines Homers in den „Beiträgen in das Archiv des deutschen Parnasses“ St. II, S. 283) hat mich lange so nicht befremdet, als an Fritz Stolberg einen Widersacher zu finden, und vollends einen Widersacher, der da sagen kann, daß ich den Homer herabwürdige. Wenn er noch von Hinanwürdigen gesagt hätte! Vor Diesem ist mir immer viel banger, als vor Jenem. Bei Gott! wenn er dahin steuert, so scheitert er ganz gewiß, ob ich schon von seiner Übersetzung noch nichts gesehen habe. An dem 20. Buch hat er nun ganz bequem gewählt. Es ist eins der prächtigsten und ich ehrlicher Kauz wählte eins der langweiligsten. Aber! aber! Fritz! Fritz! Du fällst mir übermütig in meine vier Pfähle und wirfst mir den Handschuh vor die Füße. Ich muß ihn aufnehmen und Dir mit meiner ganzen Kraft begegnen. Wehe mir! oder Dir! nach dem Kampfe. Laß Du nur seine Probe getrost drucken. Jedoch würdest Du mir einen unbeschreiblichen Gefallen tun, wenn Du mir vor dem Abdruck das Manuskript kommunizieren wolltest. Mit der nächsten Post sollst Du es wieder haben. Alsdann wollt ich wohl einen kleinen Fehdebrief gleich hinter seiner Probe her drucken lassen und in einem der nächsten Stücke des Museums das 20. Buch auch nach meiner Weise geben. Es ist hier nichts übrig, als siegen oder sterben. Weit entfernt, daß ich zagen sollte, so befeuert dies meinen gemeinen Mut zum Löwenmut.“ [2])

Boie antwortet am 1. November: „Stolbergs XX. Gesang kann ich Dir nicht schicken, weil er schon in Leipzig ist. Das „Herabwürdigen“ war mein Ausdruck in der Geschwindigkeit. Sie meinen nur, daß der Jambus Dir nicht erlaube, Homeren in seiner ganzen

[1]) Strodtmann I, 349/50. — [2]) Strodtmann I, 350.

epischen Würde darzustellen. Ich würde Dir's sehr widerraten, gleich hinter Stolberg was drucken zu lassen. Du kannst nicht kalt, nicht bedächtlich genug zu Werke gehen, wenn Du Dir nichts vergeben willst, und das muß mein Bürger nicht, wenn ichs verhindern kann. Du hast schon manchmal Deinem kälteren Freund gefolgt und Dich wohl dabei befunden. Sagen mußt Du was, schreib auch immer im ersten Feuer, aber laß es ja nicht gleich drucken. Im folgenden Stück des Museums muß erst Deine Erklärung kommen.“ [1])

Inzwischen hatte Bürger eine Antwort an Fritz Stolberg gedichtet und am 31. Oktober an Boie gesandt mit den Worten: „Ist's möglich, Lieber, so schick mir das Manuskript von Stolberg noch vor dem Abdruck. Wo nicht, so laß beikommende Bravade gleich hinterher drucken. Denn ich kann doch wohl voraussetzen, daß Stolbergs Übersetzung derselben wert sei. Wäre sie nicht besser, als eine Toblersche oder Bodmersche, so dürfte sie übel angebracht sein. Aber mit Fritz gelüstet mir der Kampf. Ich faß ihn mit meinem ganzen Vermögen. Sieg oder Tod! das ist die Losung. Und er mags mir nicht übel nehmen, ich trete nicht nur mit dem 20. Buch neben ihn, sondern fichte auch das Seinige aufs Schärfste. Warum sticht ihn der Kitzel? Warum sitzt er nicht in heiler Haut?“ [2])

Ohne die Antwort abzuwarten, fügte er vier Tage später noch bei: „Gern trät ich dem Trotzer aus dem Wege, wenn mich nicht die Ehre bei den Haaren auf der Bühne hielte. Wenn ich Stolberg und er Bürger gewesen wäre, so hätte ich das nicht getan. Nun aber heißt's: jacta est alea! Der Ehre wegen kann und darf ich den Homer nicht verlassen, wiewohl ich lieber nach diesem Verdruß an mein eigenes episches Gedicht ginge, wo mir — das ist meine Freude — wo mir kein Übermütiger in den Weg treten kann. Es ist fatal, daß die Bravade und mein 20. Buch nicht gleich hinterher folgen kann. Aber kommen muß es, es sei, wo es wolle. Es ist das keine erste Hitze. Im Gegenteil, erhitzte mich das Ding im Anfang gar nicht. Nun aber wurmts mich täglich immer mehr, besonders, da ich vor wenigen Tagen in Göttingen war und erfuhr, daß jeder Unparteiischer Stolbergs Schrift unrecht fände. Sieg oder Tod! Es kann hier kein Vertrag gelten .... Daß ich doch

[1]) Strodtmann I, 352. — [2]) Strodtmann I, 352.

das mit Stolberg nicht früher gewußt habe, so wäre ich zu Hause geblieben; wie er auch hätte tun sollen.“ [1])

Boie äußerte sich hierzu am 8. November: „Deine Bravade,“ schrieb er, „gefällt mir gar sehr, liebster Bürger, und gern laß ich sie drucken, nur glaub ich nicht, daß sie gleich in demselben Stück mit Stolbergs Homer kommen muß. Es würde gar zu empressiert (ich weiß kein deutsches Wort) aussehen, und es wird vorausgesetzt, Du habest die Übersetzung nicht gesehen und wissest nichts davon. Statt aller Kritik über Stolbergs Versuch erschiene, dächt ich, im Dezember nur die Bravade, und in der Zeit hörte man ein wenig, was das Publikum spräche und dann Dein 20. Buch. Homers Geist atmet von Anfang bis zu Ende in der Ausforderung . . . ich will Stolberg nichts von Dir schreiben, wie ich Dir nichts von ihm geschrieben habe.“ [2])

Bürger konnte sich immer noch nicht beruhigen. „Über Stolbergs selbstische Vermessenheit,“ schrieb er am 14. November an Boie[3]), „kann ich mich wahrlich nicht genug wundern. Gesetzt, er fühlt es auch mit der größten Zuverlässigkeit, daß er stärker wäre als ich, so sollt er doch bedacht haben, wie höchst schwer und mißlich es sei, einen Kerl, der sich auch nicht leicht wegblasen läßt, aus einem Besitz zu werfen, worin er schon ziemlich breiten Fuß gefaßt hat. Gesetzt auch, er eroberte die Hälfte des Landes, was hat er davon? Ist die Satisfaktion hinlänglich für den vermessenen Schritt, den ohnehin schon in Göttingen (denn sein Vorhaben ist dort überall bekannt[4]) jeder mißbilligt? Ich stimme indessen Deinem Rate nunmehr vollkommen bei. Wir wollen das „Eile mit Weile“ spielen. Eins ist mir nur bei dem Handel noch fatal. Schon vor drei Monaten habe ich an Wieland eine sehr lebhafte Verteidigung meiner Jamben und eine Verwerfung einer hexametrischen Übersetzung, wozu er mich aufgefordert hatte, zum Teutschen Merkur eingesandt. Damals ließ ich

[1]) Strodtmann I, 353. — [2]) Strodtmann I, 354. — [3]) Strodtmann I, 356.

[4]) Vgl.: F. v. Matthison „Literar. Nachlaß“. 4 Bde. Berlin 1832 (ed. Schock) I S. 267/268: „Bürger und Stolberg wurden als Übersetzer der Ilias fleißig mit einander verglichen und ähnlich dem großen Kampf zwischen den Gluckisten und Piccinisten, brach bei diesem Anlaß ein kleiner Kampf zwischen den Bürgerianern und Stolbergianern aus, nach dessen schneller Erledigung beide Teile sich, wie gewöhnlich, den Sieg zuschrieben.“

mir von Stolberg noch nicht ein Wörtchen träumen. Wär die nur schon abgedruckt! Oder bliebe sie nunmehr ganz verborgen! Ich habe zwar desfalls schon vor einigen Posttagen an Wieland geschrieben; aber ich muß fürchten, daß bereits im Novemberheft daran gedruckt werde. Was ich da bloß in allgemeiner Hinsicht gesagt habe, wird nun Stolberg alles auf sich beziehen. Es ist wahrlich recht fatal, daß Stolberg mich in eine Verlegenheit setzt, in welcher wir leicht zu Unfreunden werden können. Ich will indeß an allem unschuldig sein und bleiben.“

Fast gleichzeitig, am 12. November, schrieb Wieland von Weimar aus an Bürger: „Liebster Bürger, Ihr Brief über Homer in Jamben ist im Oktober des Teutschen Merkur, und also schon vor 14 Tagen abgedruckt. Er hat Herders, Goethes und meinen völligsten Beifall. Verzeihen Sie mir, wenns möglich ist, die unverzeihliche Nachlässigkeit, daß ich Ihnen dies nicht sofort gemeldet habe . . .

„Daß Graf Leopold Stolberg den Homer auch übersetzen, in Hexametern übersetzen will, soll sich Bürger nicht kümmern lassen, sondern seinen edeln, mannhaften, trutzen Gang fortgehen — sagen seine Freunde zu Weimar einmütig. Wir wollen die Leopoldische Probe sehen — aber sie falle aus wie sie wolle, Sie liebster, bester Mann, sollen Ihre Jambische Übersetzung vollenden! So wie wir solche aus den mitgeteilten Rhapsodien kennen und ahnden, so wie die Ilias aus Ihrem Geist, in dem Homer sich so klar abspiegelt, durch das Medium Ihrer starken, kräftigen, echtteutschen Heldensprache, reflektiert werden wird, wird Ihr teutscher Homer immer verdienstlich um die Nation und dauerndes Monument, ja klassisches Buch für unsere Sprache sein und bleiben. Also nur mutig fortgefahren, mein teurer Freund, und weder zur Rechten, noch zur Linken umgesehen.

„Mag doch Klopstock davon sagen was er will, mag Graf Leopold in Hexametern übersetzen (er wird Federn genug darüber zerbeißen!), mögen doch die Boies und Comp. im Deutschen Museum ankündigen, was sie wollen. Groß und unseres Bürgers ganz würdig wird es sein, wenn Sie von dem allen keine Notiz nehmen, nichts gegen die Leopoldische Übersetzung sagen, im Gegenteil allen Mäklern und Zeitungsweibern des lieben deutschen Parnasses bei Gelegenheit zu vernehmen geben, daß es Ihnen großen Spaß machen werde, wenn Graf Leopold Ihre Meinung von einer hexametrischen Übersetzung durch die Tat widerlegen werde: Daß Sie aber deß ungeachtet

sich nicht würden abschrecken lassen, Ihre jambische zu vollenden usw. usw. Kurz, liebster Bürger, halten Sie gute Contenance, und trauen Ihrer guten Sache. Was allenfalls weiter zu tun sein möchte, wird sich zeigen, wenn wir erst die Ankündigung im Museum gesehen haben. Der Markt wird kramen lehren. Wenn es Ihnen für den Moment zu einiger Freude sein kann, daß Ihre hiesigen Freunde — und brauch ich Ihnen unsern, nun auch ganz meinen Herder, und unsern Goethe zu nennen? — mit warmen Eifer sich für Ihre Übersetzung interessieren, so versichere ich Sie dessen hiermit aus vollem Herzen."[1])

Auch andere Freunde Bürgers waren über Stolbergs Konkurrenz aufgebracht und suchten Bürger zu trösten. So schrieb ihm Goeckingk, der Herausgeber des „Journals in und für Deutschland" am 15. November von Ellerich aus: „Aber was soll ich zu Eurem Freund Stolberg sagen? Daß seine Übersetzung, wahrscheinlich aus Mangel an Kenntnis des Griechischen, nicht die Energie haben soll, als eine poetische billig haben müsse, sah ich aus einem Briefe, der mir neulich mitgeteilt wurde. Allein das Unternehmen selbst ist nicht gräflich, oder weil ich nicht piquire aus Mangel an Ahnen um nichts schlechter zu denken, nicht freundschaftlich. Euer Lied ist voll von dem edlen Stolze, der Euch ziemt, und ob ihn nun gleich in diesem Gedichte aus sehr begreiflichen Ursachen (die in den Charakteren ihren Grund haben) wenige fühlen möchten, so wird die Wirkung bei den übrigen, welche ich zugleich für die besseren halte, nicht ausbleiben. Sobald Ihr, mein werter Herr und lieber Freund, das Novemberstück missen könnet, schickt mirs her, und ich will sehen, ob ich auf ein paar Stunden vergessen kann, daß Bürger mein Freund und Stolberg nur mein Mitbruder in Apoll sei."[2])

Inzwischen war Stolbergs begierig erwarteter Versuch im Novemberheft des Deutschen Museums vom Jahre 1776 erschienen. Dieses brachte als erste Nummer: „Der Iliade Homers zwanzigster Gesang, verdeutscht durch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg[3])."

„Ein Wort an den Leser" ging voraus. „Ich übersetze die Iliade ganz; hier indeß der zwanzigste Gesang. Klopstock hat einige

[1]) Strodtmann I, S. 355. „Recht von Herzen lieb," antwortete Bürger Ende November, „mein Wertester, ist mirs nun, daß meine Verteidigung früher als Stolbergs Proben erschienen ist, wiewohl der Brunnen seit dem wieder so voll geworden ist, daß er überströmen muß." (Strodtmann I, 368.)

[2]) Strodtmann I, S. 362. — [3]) S. 957.

Fragmente der Iliade in Prosa übersetzt, welche in dem zweiten Teil der Gelehrtenrepublik erscheinen werden. Einige davon las er mir vor. Ich hatte unendlich viel erwartet; meine Erwartung ward noch übertroffen. Klopstock sprach mit mir über die Schwierigkeiten einer Übersetzung in Versen. Ich hatte lang gewünscht, die Iliade in Homers Versart zu übersetzen; die Vorstellung der Schwierigkeit entflammte mich, und nach einigen Monaten reifte der Wunsch bei mir zum Versuch. Ich fing an mit dem zwanzigsten Gesange, noch unentschlossen, ob ich die Arbeit vollenden würde. Da ich zu der Stelle kam „fürchterlich donnerte Zeus", Vers 54—63,[1]) begegneten mir die Klopstockischen Wendungen und Ausdrücke, welche sich meinem Gedächtnis eingeprägt hatten. Dem Kenner wird diese Stelle in meiner Übersetzung am liebsten sein, weil sie die beste ist; mir ist sie die liebste, weil ich sie meinem Freunde zu verdanken habe."

Bürger bekam die Probe noch lange nicht zu Gesicht. Noch am 24. November schrieb ihm Boie: „Von Stolberg habe ich noch nicht das geringste weiter gehört. Die 6 ersten Gesänge, heißt's, sollen fertig sein und Ostern gedruckt werden. Freilich wünscht' ich auch, der Dialog im Merkur wäre nicht gedruckt. Außer der zu zuversichtlichen Verwerfung des Hexameters fiel mir beim flüchtigen Lesen noch manches auf . . . dafür ist schon gesorgt, daß Stolberg das Stück nicht wider sich geschrieben glaube. Ich habe ihm durch Voß sagen lassen, daß es lange vorher geschrieben und in Wielands Hände gewesen sei."[2])

Erst am 6. Januar des folgenden Jahres konnte er an Boie schreiben: „Ich kann Dir nunmehr über das Novemberstück des Museums meine Meinung schreiben. Mit Furcht und Zittern nahm ichs in die Hände. Ich mußte mich ordentlich erst ermannen, um

[1]) Fürchterlich donnerte Zeus, der Vater der Götter und Menschen,
Oben herab; von unten erschütterte Poseidaon
Die unendliche Erde bis zu den Häupten der Berge.
Alle Füße wankten des quellenströmenden Ida
Bis zu den Gipfeln. Es wankte die Stadt, und die Schiffe der Griechen.
Da erschrak in der Tiefe der Schattenbeherrscher Aidoneus;
Bebend entsprang er dem Thron, laut rufend, daß nicht von oben
Poseidon, der Gestaderschüttrer, die Erde zerreiße,
Daß nicht erscheine den Menschen, daß nicht den Göttern erscheine
Seine düstre Behausung, für die auch Olympier grauset.

[2]) Strodtmann I, S. 364.

Stolbergs Homerische Probe zu lesen. Ich war schon vorher mit Übersetzung des XX. Gesanges bis über die Hälfte fertig geworden, und fürchtete nun, Stolberg würde mir das Bekenntnis meines Unvermögens gar vor meinem eigenen Gewissen abzwingen. Aber — ich Kleinmütiger habe zu meiner stolzen Beruhigung gefunden, daß ich mehr Kraft besitze, als ich mir selbst zugetraut hätte. So gut als man in Hexametern übersetzen kann, hat Stolberg meistenteils übersetzt;[1]) wiewohl ich seine Hexameter an manchen Orten zu verbessern mir noch getraute. Seine Probe zeigt meistenteils eine ordinäre Stärke in der Sprache; nur das Gleichnis von dem Löwen ist hervorstechend. Die Beibehaltung der griechischen Namen ist albern. Es wird dadurch für den deutschen Leser nichts gewonnen. Hingegen seine Übersetzung wird durch diese Grille verlieren. Diese Namen sind und bleiben dem größten Teil der Leser böhmische Dörfer. Man hat sich nun einmal zu sehr mit den vulgären Namen bekannt und vertraut gemacht. Selbst mir, der ich doch mit den griechischen Namen im Grundtext bekannt genug bin, widerstehen sie in der Übersetzung. Wenn man durch eine Neuerung keinen wichtigeren Endzweck erhält, als hierdurch erhalten wird, so ist sie Torheit. Übrigens bleibe ich dabei, daß die hexametrische Übersetzung weder Griechheit noch rechte Deutschheit besitze. Doch trotz allem dem mag Stolbergs Übersetzung Anhänger genug und vornehmlich unter denen finden, die in keiner andern Versart, als in Hexametern ihre poetische Seligkeit finden. Bei dem allem glaube ich doch der meinigen, wegen ihrer Eigenheit, Dauer weissagen zu können. Ich werde, wie es scheint, gar nicht oder wenig mit Stolberg zusammentreffen. Sollte die Sprache nicht hieraus gewinnen? Gesetzt, Stolberg erreichte auch das non plus ultra, sollte nicht unser verschiedenes Procedieren allemal, sowohl für Jünger als Meister der poetischen Kunst lehrreich sein . . .“ (hier fehlt leider ein Octavbogen von 4 Seiten in Bois Nachlaß).[2])

[1]) Sogar Voß urteilte in einem Briefe an seine Braut am 4. März 1777: „Stolbergs Homer ist größtenteils sehr gut übersetzt.“ (Briefe [ed. Abr. Voß 3 Bde. 1829—32] I, S. 332.)

[2]) Strodtmann II, S. 5. Schon am 26. Dezembar hatte Bürger an Sprickmann geschrieben: „Ich habe nunmehr Stolbergs homerische Probe gelesen und es gereut mich fast, ein solches Gedicht an ihn dem Druck übergeben zu haben. Es wird mir nichts schaden; aber seine Tollkühnheit wird ihn noch einmal kränken. Glaub mir, Freund, wenn ich seinen Versuch sichten wollte, wie ich ihn sichten könnte, so würde ich mich wegen meines Gedichtes noch mehr schämen müssen. Ich will nächstens nur noch den zwanzigsten Gesang auch geben, dann die Subskription ankündigen und mich weiter nicht nach ihm umsehen. Der Markt wird kramen lehren.“ (Strodtmann I, S. 382.)

Bürger blieb zeitlebens bei seiner feindseligen Haltung der Stolbergischen Ilias gegenüber. Noch im Oktober 1778 schrieb er an Boie: „Stolbergs Hymne (an die Erde; Deutsches Museum September 1778 S. 193), ist trefflich. Aber was vielleicht sonst keiner und er am allerwenigsten selbst glaubt, er kann keine — Hexameter machen. Ich wollts ihm wohl ins Angesicht beweisen. Nirgends ist das sichtbarer als in seinem Homer. Sein Homer überlebt ihn nicht. Denke dran, daß ichs gesagt habe.“[1]) Und am 10. Juni 1782 ebenfalls an Boie: „Die Fragmente, die ich hin und wieder von der Vossischen Odyssee gelesen, scheinen mir eine bessere Verdeutschung ganz auszuschließen, so richtig, homerisch und vortrefflich finde ich alles. Das nämliche kann ich nicht allerdings von der Stolbergischen Ilias sagen! Denn diese getraute ich mir doch in Hexametern an den meisten Stellen besser zu machen. Dies jedoch unter uns.“[2])

Schon einen ganzen Monat früher war die Bravade im Dezemberheft des Museums erschienen. Sie bildet ein interessantes literaturgeschichtliches Dokument und darf in einer Geschichte der Stolbergischen Iliasübersetzung keineswegs fehlen:

An
Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Fritz! Fritz! Bey den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh! Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest Du
Zu Trutz, mit Wehr und Waffen in mein Feld,
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.
Ha! schauerte nun auch die Menschlichkeit
Wie Hectorn vor dem Ajax und Achill,
Vor Dir mich an, hüb' ich ihn doch empor!
Bey Gott! Bey Gott! Du Troziger, ich muß!

[1]) Strodtmann II, S. 314. Boie antwortete: „Wegen der Stolbergischen Hexameter wollen wir uns nicht zanken; ich bin Deiner Meinung. Besonders sind sie im Homer nicht genug gearbeitet.“ (Strodtmann II, S. 356.)

[2]) Strodtmann III, S. 74.

So gelt' es denn, Sieg gelt' es oder Tod!
Denn wisse, keinem Knaben sprichst Du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus güldnes Schwert ein Halmenspiel:
Den Silberbogen des Ferntreffenden
Weiß ich zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll.
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn? —
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es, oder Tod! —
Du! Huldigt Dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt? Ich rang mit ihm
Wie Israel mit Engelskräften rang,
Und sprach: Dich laß ich nicht, Du seyst denn mein! —
Ich komm', ich komme Dir! Denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rat
Der Himmelsherrscher Dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand
Als Deiner sterben, edler, starker Fritz!
Auf rüste Dich! Sieg gilt es, oder Tod!

Gottfried August Bürger.

So lautete die zweite Nummer des Dezemberheftes vom Jahre 1776.[1])

[1]) In Weimar herrschte darüber große Freude. „Wir haben," schrieb ihm Wieland am 22. Februar 1777, „hier große Freude von Ihrer Ausforderung an Fritz Stolberg im Museum gehabt. Wenn er klug ist, sagt Goethe, so läßt er es nun dabei bewenden und zieht sich in sein Gezelt zurück. Wir andern sehnen uns herzlich nach Ihrem Homer in teutscher Rüstung und teutscher Kraft — so wie er auf das griechenzende hexametrische Gespenst zugehen wird, wird es fliehen, wie Hektor vor Achillen floh, und in kurzem wird seine Stätte nicht mehr gefunden werden.

„Kurz, ich freue mich, daß Sie ihren Heldengang fortgehen, ohne sich weder zur Rechten noch zur Linken irre machen zu lassen; auch nicht verdrießlich machen zu lassen durch den Kaltsinn unserer ausgearteten Deutschen, die am Ende nichts dafür können, daß ihre Nerven engourdirt sind. Wie soll es bei unserer ganzen Verfassung anders sein? Ich bin aber fast gewiß, wenn die Zeit einmal da ist, wo sie Teutschland sagen können, ich habe vollendet, so wird alles in Bewegung geraten und Sie werden für keine ganz Undankbaren gearbeitet haben." (Strodtmann II, S. 31.)

Der Graf ließ sich mit der Antwort Zeit. In seinem Auftrage schrieb Voß am 9. Januar 1777 von Wandsbeck aus an Bürger: „Fritz Stolberg tuts wahrhaftig nicht, Sie zu beleidigen, daß er den Homer übersetzt. Ich weiß, mit welcher Wärme er von Ihnen spricht; aber Ihre Art, den Homer zu verdeutschen, scheint ihm nicht die rechte zu sein, daher wählte er aus Liebe zu seinem Gott eine andere. Ich gehöre nicht zu den Friedenstiftern, die alles zum Besten kehren, und damit noch mehr erbittern, ich würde schweigen, wenn sich in Stolbergs Entschluß das geringste von Wagestolz oder Neid gemischt hätte; aber ich sage Ihnen, Sie beschuldigen ihn falsch. Er wünscht selbst, daß Sie den Homer ganz liefern möchten, so sehr, wie ich oder sonst einer von Ihren Freunden es wünschen kann. Ich sehe auch nicht, warum sich zwei Übersetzungen gerade einander die Hälse brechen müssen, jede kann ja still vor sich weggehen und Blumen pflücken, und so wenig ich sonst Ihre Gedanken vom deutschen Hexameter annehmen kann, so glaube ich doch, daß Ihr Publikum das zahlreichste sein wird; denn die Versart ist denn doch gegen das übrige, was zu einer guten Übersetzung gehört, nur Kleinigkeit. Stolberg hat mir den Ertrag seines Homers geschenkt. Haben Sie etwas dawider, daß ich ihm einen Buchhändler verschaffe? Ich wollte gern auch den geringsten Verdacht der Parteilichkeit bei dieser unangenehmen Sache vermeiden. Wollen Sie Ihren auf Subskription, oder auf eine andere Art, wobei ich Ihnen dienen kann, herausgeben, so sollen Sie den Beweis sehen. Auf Ihre antihexametrische Schrift, die ich aus der Welt wünschte, wird etwas geantwortet werden." [1])

Bürger sprach sich in seiner Antwort vom 23. Januar ganz offen dazu aus: „Alles, was Sie mir zu Stolbergs Verteidigung schreiben, lasse ich gern für Wahrheit gelten. Ich bin gegen Stolberg gar nicht empört und würde völlig ruhig sein, wenn ich nur das Gefühl und Bewußtsein los werden könnte: Ich, Bürger, hätte das in keinerlei Falle getan, wenn ich Stolberg und er Bürger gewesen wäre . . . nicht sowohl Ehre, als Finanzerei war von jeher die Muse, die mich zur Verteutschung der Ilias begeisterte. Daher ist mir meine saure Arbeit um so mehr verleidet, da ich einen Plan

[1]) Strodtmann II, S. 8. Vgl. zum letzten Satz: „Vom deutschen Hexameter" in Klopstocks Fragmenten „über Sprache und Dichtkunst" Hamburg 1779.

zu einem größeren, eigenen epischen Volksgedicht fertig habe, daß meiner Ehre vielleicht vorteilhafter sein kann als zehn verteutschte Iliaden. Aber leider! Darf ich nun noch nicht dran, sondern muß der Ehre wegen, erst alle die vielen Schlachten von Ilion durchfechten helfen. — Glauben Sie ja nicht, lieber Voß, daß ich etwas dawider habe, wenn Sie Stolberg einen Verleger schaffen, besonders, da Sie den Ertrag davon ziehen. Denn wenn meine Ilias nur in sich nicht gemein und schlecht wird, so kann ich versichert sein, daß sie mit der Stolbergischen gleichen Schritt nach der schönen großen Ewigkeit, wenn anders Übersetzungen soweit marschieren können, halten wird. Denn unsere beiden Übersetzungen haben jede in Sprache, Ausdruck, Wendung, Manier, Versart eine solche Verschiedenheit, die fast nie zusammentrifft. Ich weiß das daher, weil ich, als ich zuerst erfuhr, daß Stolberg den XX. Gesang geben würde, mich rasch an eben den Gesang machte und ihn verteutschte, ehe die Stolbergische Probe mir zu Gesicht kam. An ihrem eigenen inneren Wert kann also keine der anderen, und wenn auch noch 10 erschienen, was nehmen. Aber an dem Accessorio? An den blinden ohne Rändchen?[1]) Stellen Sie sich vor, liebster Voß, Weygand, mit dem ich wegen Homers in Tractaten stand und bald eins war, wagt nun vorher nicht mit mir zu schließen, als bis ich von Stolberg ein öffentliches, solennes, mit eigenhändiger Unterschrift und Beidruckung des angeborenen hochgräflichen Petschafts corroboriertes Instrument erbettelt hätte, des Inhaltes: Daß mehrerwähnter Graf von Stolberg binnen den nächsten 15 Jahren die Ilias des Homers weder in Prose, noch in Versen, noch in wasserlei Form und Gestalt es sei, an das Licht stellen solle und wolle, alles sonder Arglist und Gefährde unter Verpfändung seiner hochgräflichen Ehre. Was sagt Ihr dazu, Freund? Wahrscheinlich eben das, was ich ihm verblümt in meiner Antwort zu verstehen gab: Er

[1]) Schon im Dezember hatte Voß an Miller geschrieben: „Stolbergs Übersetzung von Homer zerstört Bürgers ganzes Projekt, sich durch seine zu bereichern; aber Bürger verdients auch durch seinen törichten Trotz, womit er seine Manier und Versmaß ankündigt. Klopstock schreibt eine Verteidigung des Hexameters, wo Bürger erbärmlich geschunden wird und beweist zugleich die Unschicklichkeit der fünffüßigen Jamben im Deutschen. Stolberg hat mir seinen Homer geschenkt. Wenn ich nun einen guten Buchhändler wüßte! Ich fürchte, daß Bürgers Zorn sich auch auf mich und meinen Almanach erstrecken wird." (Otto Hellinghaus: Briefe Friedrich Leopolds, Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß 1891, S. 358.)

möchte mich im . . . . Daß meine antihexametrische Schrift angefochten werde, lasse ich mir gern gefallen. Warum wünscht Ihr sie aber aus der Welt? Es flattern ja so viele Grillen in der Welt umher, daß auch diese drin Platz haben kann . . . Sie mißverstehen mich doch wohl nicht, als ob ich durchaus gegen alle Hexameter wäre? Kann ich Sie nicht durch Worte des Gegenteils überführen, so soll es nächstens — durch selbst gemachte Hexameter geschehen, von welchen ich mir, Gott verzeihe es! einbilde, daß sie so gut als irgend ein teutscher Hexameter, Hände und Füße und sich auch — gewaschen haben sollen."[1])

Fast gleichlautend klagte er am 16. Januar seinem Freunde Sprickmann: „Dagegen aber fehlt es uns von außen her nicht gänzlich an Trübsalen. Das Homerische ist alleweile das größte. Wenn ich so recht bedenke, muß mich Stolbergs Beginnen doch ärgern — und das um so mehr, weil ich nichts anders glaubte, als daß er mein Freund wäre. Es ist doch wahrlich kein Freundschaftsstück. Gesetzt, er beißt meiner Ehre auch den Kamm nicht ab; so tut er mir doch im Beutel Schaden. Und sowohl der Ehre, als des leidigen Geldes wegen unternahm ich die Übersetzung. Sie ist mir jetzt recht zum Widerwillen. Es ärgert mich beinahe, daß die bewußte Epistel an Stolberg abgedruckt ist. Denn nun muß ich auf dem Kampfplatz bleiben. Schon längst habe ich den Plan zu einem größeren eigenen epischen Gedicht empfangen, der immer mehr zur Geburt reift. Daran ging ich weit lieber, als ich an den Homer notgedrungen gehe. Wenn mir nur nicht so viele Leute die Hölle heiß machten und zum Homer mahnten."[2])

Noch einen letzten verzweifelten Versuch machte Bürger, den Grafen von seinem Vorhaben abzubringen. Das Märzheft des „Deutschen Museums" vom Jahre 1776 brachte in 448 Hexametern: „Dido, ein episches Gedicht aus Vergil gezogen."[3]) In seltsamer

[1]) Strodtmann II, S. 15. — [2]) Strodtmann II, S. 11.

[3]) Schon am 5. Dezember 1775 hatte er an Boie geschrieben: „Was sagst Du dazu, daß ich jetzt Hexameter in der Mache habe? Ich verwerfe sie keineswegs überall, sondern nur bei einer deutschen Ilias. Vielleicht überrascht Dich mein Versuch auf keine unangenehme Weise. Es geschieht bloß, um Fritzen zu zeigen, daß ich sie, wenn ich will, so gut als einer machen kann. Ich finde es wahrhaftig spottleicht, sie so gut zu machen, als sie sich nur machen lassen. Ich glaube schier, die Herren ziehen sie aus Bequemlichkeit andern Versarten

Maskierung ging ein Schreiben an Boie voraus, in dem es heißt: „Sollten Sie sich vorstellen, mein Liebster, daß beiliegendes Fragment eines epischen Gedichts Dido, welches wir zu gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem ich von der Wiege an in der genauesten Verbindung stehe, und von welchem ich erst jetzt bemerke, daß er Verse machen kann? Freilich kannte ich ihn schon längst als einen guten Kopf, versehen mit allerlei feinen Kenntnissen, dem auch das Herz nicht am unrechten Fleck säße. Aber ein solches Produkt hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen lassen. Er hatte Stolbergs und Bürgers homerische Proben und des letztern antihexametrische Abhandlung im Teutschen Merkur gelesen und wollte sich durch eigene Versuche belehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht hätte. In Ansehung Homers schien er Bürgers Meinung nicht abgeneigt zu sein. Unsere Sprache, sagt er, ist zu voll-, zu lang-, zu starktönend, um einen dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu geben. Überdem ließe sich wohl die hohe reine Ursimplizität des Homers in dem deutschen Hexameter nicht beibehalten. Der deutsche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdruck, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige schmucklose Stelle, die im Original gefällt, würde, ebenso einfältig und schmucklos in deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametrischen in kürzere, straffere, jambische Glieder zusammengezogen werden.

„Außer einer homerischen Übersetzung aber, meint mein Mann, müßte man den deutschen Hexameter keineswegs verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürgers Abhandlung nicht fand. So könnte z. B. der deutsche Hexameter es ganz gut mit dem lateinischen aufnehmen, und wäre eine hexametrische Verdeutschung der Äneis möglich, die sich allenfalls getrost neben ihr Original hinstellen könnte. Meinem Freund fiels ein, den Versuch mit dem vierten Gesang zu machen. Ich erstaunte, als ich eine Probe sah und stürmte auf ihn los, daß er die ganze Äneis so geben möchte. Hiezu war er nun zwar nicht zu bewegen, allein er faßte dafür

vor. Denn eine einzige Strophe meiner Balladen wird mir sauerer, als ihrer fünfzig. Freilich sind es keine griechischen, wohl nicht einmal immer lateinische Hexameter. Allein wie viel griechische und lateinische Hexameter machen denn unsere deutschen Herren Hexametristen!" (Strodtmann I, S. 374.)

einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nämlich, um nicht immer den bloßen Übersetzer und Versifex zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten . . . .

„Gern, sagt er, wär er schon mit diesem virgilischen Bruchstück an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete? Er hat nicht Ursache, sich vor diesem luftigen Halbmannsgesindel zu fürchten! Nein! Wenn ihn nicht von Herzensgrunde davor ekelte. Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich tagelang ein Konzert von tausend Staren, Elstern und Fröschen hören, als ansehen das Getue und Hülfholen, wenn man etwan einem schulsässigen Götzen was genommen oder gegeben hat. Wenn jenes gleich nur Kupfer, und dieses Gold wäre, so soll und muß der Götze doch allemal geprellt sein.

„Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urteile und noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urteil des Publikums über meinen neu ausfindig gemachten Dichter.

Bamberg, den 10. Januar 1777" [1]).

Aber in demselben Heft erschien schon die Antwort des gräflichen Rivalen auf die Bravade im Dezember des vorigen Jahres. Sie konnte nicht ritterlicher sein. Die vierte Nummer des Märzstückes [2]) lautete:

An Gottfried August Bürger.

Fried und Freude dem Sänger zuvor und traulichen Handschlag!
Sieh' ich habe Dein Zürnen vernommen am fernen Gestade,
Hörte den Flügelschlag Deines Gesanges; melodische Stürme
Deiner Leyer erhuben ihn hoch; ein Riesenadler
Steht er vor mir mit dräuender Klaue, mit rüstigem Fittig;
Und schon zürnt' ich entgegen: Da faßte mich Pallas Athene
Bei den goldenen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge
Staunte zurück, vom Blitze der göttlichen Augen getroffen.
Sieh, ich bebte nicht Dir! ich bebte der furchtbaren Göttin!
Sie verschwand; da war mir, als atmet' ich liebliche Düfte,

[1]) Am 6. Februar schrieb Bürger an Sprickmann: „Ich bin jetzt nahe am Ende eines hexametrischen Gedichtes: Dido, aus dem Vergil gezogen. Darüber sollen sich die Leute baß verwundern. Unser Publikum verdients nicht besser, als daß mans zum Besten hat." — [2]) S. 222.

Läg' am blumigen Hange des Helikon, unter der Kühlung
Wehender Schatten, an Aganippo's Silbergesäusel.
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Leier;
Aber es hatte die jüngste der Musen die Leier gestimmet,
Daß sie nicht tönte wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,
Sondern wie Lispeln des wankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrten.
Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Ölzweig,
Den ich Dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sei weise!
Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend, doch rauscht der Lorbeer
Über den Locken, es kühlet die Palme den Schweiß an der Stirne.
Früh betraten wir beide den Pfad des ewigen Ruhmes,
Früh erreichten wir beide das Ziel; auf trotzendem Felsen
Stehn wir und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchen uns oft Kronions liebliche Töchter,
Lehren uns oft die eigene Leier zu stimmen, und bringen
Oft herab vom Olympos die Harfe des Mäoniden.
Laß uns beide den Harfengesang des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen beide!
Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Roß' am flammenden Wagen;
Siehe, mir winkt die Muse; ich folge der winkenden Göttin.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Die Antwort des Grafen konnte nicht liebenswürdiger, ihre Form nicht poetischer sein.

Das Deutsche Museum selbst aber, dessen Herausgeber, wie wir gesehen haben, sich in Briefen an Bürger einer freundschaftlichen Neutralität befliß, sprach in derselben Nummer in Worten lauter Bewunderung Stolberg den Sieg zu: „Also habe ich gesehen, was ich nie zu hoffen wagte, was ich für unmöglich hielt, einen deutschen Homer! So nahe an der Stärke, an dem Leben, an der Wahrheit, an dem Adel!

„Nein, dem Genie ist nichts unmöglich!

„Ich fühls! Es regt sich in unserer Nation ihr lang verborgener Gott, der Gott der Mannheit. Das wäre Deutschlands Nationalgeist, den wir lange verkannten!

„Lang sah ich, vom Geleier französischer Lieder und empfindsamer Tändeleien aufgelöst, unsere Jünglinge Verse zwitschern. Klopstock sang Mannheit. Noch waren die Jünglinge zu weibisch; und wen ekelt nicht vor den seelenlosen Bardenliedern, die sie ihm nachleierten?

„O, bis der eigene Geist Deutschlands in uns ganz erwacht, stellt sie uns dar, die Männer Griechenlands und der Britten.

„Wenn eine Nation so tief gesunken ist, wie unsere, so muß fremder Geist ihr wieder den ersten Schwung geben.

„Da der tätige Deutsche noch keine Zeit hatte, die Musen zu kennen, glimmte kaum hier und da noch Geist der deutschen Seele. Bald umnebelte ihn die musige Scholastik. Noch angesteckt von ihr folgt auch sie die schon halb wieder vergessene, alles wissende Philosophie dieses Jahrhunderts und unter ihr konnte keine Dichtkunst wohnen, als Frankreichs — Nun atmet die Weltweisheit schon männlicher. — Siehe, wie sie ihre Schwester, ihre Vertraute, die Dichtkunst, beseelt!

„Wenn die Dichterlinge Deutschlands einmal Homeren verstehen, werden sie schweigen (schon stottern sie, seitdem sie Shakespeares Geist geahndet), und wenn geborene Dichter ihn in ihrer Sprache reden hören, so wird gewiß erwachen, was nun nur träumt.

„Wenn seelenvolle Leser Homeren sehen, wird vergessen werden, was nun in so vielen Ohren lieblich schallt, wie W. vergessen wurde, seitdem man Shakespeare sah.

„Drei Deutsche sind, denen die Nation Ehrensäulen setzen sollte: Zwei männliche Dichter aus eigener Kraft, ein männlicher Philosoph aus eigener Kraft! Wenn Stolberg in der Kraft Homers sein Werk vollendet, so setzt ihn mein Herz gleich unter sie; und auch wer dasteht, wird nicht sterben."

Bürger konnte den Schlag lange nicht verwinden. „Am Homer", schrieb er am 10. April[1]), dem „Herrn Kandidaten Johann Martin Miller in Ulm, Beym Goldschmidt Meyer auf dem Kirchhofe" „lassen meine Amtsgeschäfte nur langsam mich weiter fortrücken. Stolbergs Beginnen hätte mir die Fortsetzung beinahe verleidet. Ich wäre gewiß zu Hause geblieben, wenn er eher erschienen wäre, und so hätte er es, dünkt mich, da ich der erste war, billig auch machen sollen. Meine antihexametrische Abhandlung im Teutschen Merkur habe ich keineswegs gegen Stolberg geschrieben. Denn bei Gott! als ich sie einschickte, wußte ich noch nicht ein Wort von Stolbergs Vorhaben.

---

[1]) Im März war er persönlich auf vier Wochen zu Boie nach Hannover geeilt (Strodtmann II, S. 30).

Dies erfuhr ich kaum 14 Tage vor der gedruckten Erscheinung seiner homerischen Probe. Vielleicht kündige ich bald die Herausgabe der ersten zwölf Gesänge der Ilias an."

Stolberg, dem die Klagen des Göttinger Genossen sehr zu Herzen gingen, sandte ihm durch Boie [1]) eine scherzhafte Epistel, die ganz im Stil der „Adler" des Hainbundes gehalten war. Das merkwürdige Schriftstück lautet [2]):

Graf Friedrich Leopold an Bürger.

Kopenhagen, den 1. Nov. 1777.

Dem edlen, gewaltigen,
Hochnistenden, Thalevollsch..ssenden, starkgeklauten
Himmelanschwebenden Stein-Adler auf den Gleichen,
entbeut der Buhle der Erdumgürtenden
seinen herzlichen Gruß, und was
er gutes und gewaltiges
vermag
zuvor!

Dein Adlerschrei hat mein Ohr erreicht; Dein Aasmack duftet jenseits des Meeres und dieseit des Meeres. Ich will des edlen Duftes mehr ausbreiten, denn ich freue mich Deines Ruhmes. Oft wandl' ich mit ruhenden Fittigen am Gestade meiner erdumgürtenden Beischläferin und denke dem Ruhme deutscher Adler nach. Dann hebt sich plötzlich mein Fittig, unter ihm tönen die Flammenräder an Orions Wagen; Atlas sieht mir nach und Himmel und Erde sind in Gefahr zu entfallen den Schultern des Staunenden. Dann senket sich wieder mein Flug, dann kühlet sich mein himmlisches Feuer in dem Schoße der unendlichen Göttin.

Zum Lustgefechte mit Dir habe ich Lust, Speere reifen für mich an Norwegens Küsten. Aber fern sei von uns der blutige Kampf! Sonne und Mond würden nicht sicher bleiben. Sonne und Mond sollen noch lange zeugen von unserem Ruhme, ein Komet soll mit lechzender Zunge in eilendem Laufe dem andern erzählen, wer wir sind! Sonne, Mond und Kometen werden welken und dahin sinken

[1]) „Hier eine Antwort von Fritz Stolberg, die Dir behagen wird. Mir schreibt er, daß seine Ilias so gut sei als fertig und allenfalls Ostern schon gedruckt werden könne. Die ersten acht Bücher mit Vossens Anmerkungen erscheinen gewiß, wie Vossens Odyssee künftigen Michael" (Strodtmann II, S. 186).

[2]) Strodtmann II, S. 173.

wie die Blumen des Feldes, neue werden aufblühen und dahin sinken, Geschlecht auf Geschlecht, wie die Ephemeren des Rheins, aber wir werden ewiglich leben in unsterblicher Blüte.

Freue Dich, gewaltiger Stein-Adler, der unsterblich, Blüte unsers Lebens! Unsterblich wie wir sei unser herzlicher Liebesbund [1])."

Bürger war denn auch bald wieder versöhnt; seine späteren Briefe an Stolberg [2]) atmen wieder den alten freundschaftlichen Ton. Am 25. Okt. 1779 schrieb er an Boie: „Dir, aber noch zur Zeit keinem andern sei es ins Ohr gesagt: daß ich so gut als fest entschlossen bin, den Homer liegen zu lassen. Die Jamben machen mir allzuviel Schwierigkeiten, und am Ende würde ich für all meine Mühe mit Undank belohnt. Wollte ich mir selbst aufs Maul schlagen und nach dem Hexameter greifen, so, dächt' ich, sollte es Stolbergen und Bodmern nicht wohlbekommen. Allein das verbietet mir der Stolz" [3]).

Zu Beginn des Jahres 1784 schickte er an seinen Freund Goeckingk vier Gesänge der Ilias für dessen „Journal in und für Deutschland" mit einem Begleitschreiben, in dem es heißt: „Der Himmel gebe nun, daß die Herren Vorgänger samt und sonders die Schwerenot kriegen, worauf es, unter uns, denn doch eigentlich abgesehen ist, ob wir gleich da vor dem Publikum so artige Grimassen machen. So viel kann ich auch sagen, daß, wenn ich den griechischen Wortklang ausnehme, nun meine Überzeugung größtenteils Vers für Vers, sogar in Ansehung der Wortstellung, nichts als ein Wiederhall des Originals sein muß .... die vier ersten Gesänge sind indessen rein fertig .... auch der Schiffskatalog im fünften, das war eine Arbeit, um schier in Ohnmacht zu fallen. Stolberg stolpert darin, daß einem grün und gelb wird vor den Augen; fast nirgends richtige Quantität" [4]).

[1]) Vergl. die ähnliche drastische Epistel Bürgers an Stolberg. Hellinghaus a. a. O. S. 73.

[2]) Siehe Strodtmann III, S. 707, 711, 713, 715, 728.

[3]) Strodtmann II, S. 368. Schon am 30. Juni 1778 hatte Voß ihm geschrieben: „Man will hier für gewiß erfahren haben, daß Sie Ihre Übersetzung nicht fortsetzen werden. Ums Himmels willen, lieber Bürger, lassen Sie solche unselige Gedanken fahren" (Strodtmann II, S. 219).

[4]) Strodtmann III, S. 123.

Bürger hatte die Waffen gewechselt und war ins Lager des Gegners übergegangen.

Auch in der übrigen literarischen Welt machte der Stolbergische Versuch berechtigtes Aufsehen. Ostern 1778 war die Ilias zu Flensburg erschienen. Da trat ganz unerwartet ein dritter Rivale in die Arena: Nach mehr als dreißigjährigem Schweigen[1]) erschien in Zürich plötzlich: „Homers Werke übersetzt vom Dichter der Noachide." Schön schreibt hier Bernays: „Ganz unerwartet trat er auf den Plan, der würdige Nestor, der dem jüngeren Geschlechte schon als ein abgelebter galt, in Wirklichkeit aber hatte er sich den ganzen hitzigen Eifer der Jugend bewahrt; sprach er von epischer Poesie, von homerischen Göttern und Gleichnissen, so blitzten die alten Augen unter den langen weißen Wimpern noch schärfer als sonst hervor und der eingefallene Greis regte sich mit der Munterkeit eines Jünglings"[2]).

Über die Bodmerische Übersetzung muß die Kritik trotz der freundlichen Aufnahme, die der „schweizerische" Homer in Weimar fand[3]), unbarmherzig den Stab brechen. „Alles weitere stolpert keuchend dem Sonnenfluge des Originals nach und brummt mit verzweifelter Begeisterung in skabrösen Kontratönen die jonischen Melodien nach. Da ist kein Licht, kein Klang; kein Adel, keine Traulichkeit; keine Erhabenheit, keine Holdseligkeit; keine Majestät, keine Grazie; keine Schöne, keine Süße; da ist nur eine verzerrte Linie neben der anderen, nur ein einfarbener, nebuloser Dämmerschein. Die Schwingen des flugfrohen Hexameters sind grausam verschnitten, da ist alles entfärbt, entgeistert, entseelt"[4]).

Trotzdem reichten die Nicolaiten dem Werke des alternden Übersetzers die Palme vor der himmelstürmenden Tochter des Lieblingsjüngers Klopstocks und „vermochten auch hier ihre zeitweise Unzurechnungsfähigkeit in Sachen des poetischen Urteils nicht zu verleugnen" (Schroeter).

---

[1]) Der erste Versuch erschien 1755.

[2]) a. a. O. S. XLIII, vergl. auch die Äußerungen Tischbeins in der Anmerkung hierzu.

[3]) Teutscher Merkur, Juni 1778, S. 282—285.

[4]) Schroeter a. a. O. S. 200. Dennoch erwähnte Herder die Bodmersche Übersetzung mit freundlichen Worten in der Einleitung im zweiten Teil der Volkslieder und selbst Goethe zitierte ihn während der Schweizerreise 1778 (an Fr. v. Stein).

Der 37. Band der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" brachte eine lange Rezension aus der Feder des Professors Johann Bernhard Köhler aus Lübeck, in der es hieß: „Doch geben wir ohne Anstand der Bodmerischen Übersetzung den Vorzug: Wir finden zwar in der Stolbergischen bisweilen mehr Treue und Genauigkeit; in dieser aber, einige schwache Verse ausgenommen, weit bessere Hexameter und einen epischern, effektvollern Ausdruck"[1]).

Stolberg schrieb darüber an Voß am 14. Juni 1779: „Die Berliner sollen sich so sehr prostituiert haben, daß sie Bodmers Übersetzung der meinigen vorziehen. Wird denn niemand die Schreier an den Pranger stellen?"[2]) Voß übernahm diesen „Freundschaftsdienst"[3]) und schrieb im Deutschen Museum[4]) sein „Verhör über einen Rezensenten in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Otterndorf, 19. Juni 1779." Als der Anonymus kurz replizierte, erschien eine „Folge des Verhörs über einen Berliner Rezensenten"[5]), und als Nicolai sich persönlich einmischte, die „zweite Folge des Verhörs über einen Berliner Rezensenten"[6]), „Gefühl für den Freund hatte den Ton geschärft", sagt Voß in der „Bestätigung"[7]) von seiner groben Polemik. Bei der ganzen Sache war wenig Positives herausgekommen[8]).

---

[1]) Schon am 29. Dezember hatte Boie an Bürger geschrieben: „Die beiden Homere machen in Berlin viel Lärm und mir ahndet von daher bald eine pièce du temps darüber" (Strodtmann I, S. 386); und am 25. Okt. 1779 antwortete Bürger: „Hast Du die Rezension des Museums in der allgemeinen Bibliothek schon gelesen?... Es ist eine Rezension das Gott erbarme! Fritz Stolberg ist auch nicht wenig gewurstelt" (Strodtmann II, S. 368).

[2]) Hellinghaus 61.

[3]) „Ich danke Ihnen herzlich und freue mich, daß Sie den Berliner geißeln. Nicolai wird nicht erröten,

Wer sich zu keiner Pflicht
Als nur aufs Geld versteht
Der schämt sich ewig nicht." (H. 61.)

[4]) 1779 II, S. 158 ff.

[5]) Museum 1780 I, S. 264 ff.

[6]) Museum 1780 II, S. 446 ff.

[7]) Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe durch J. H. Voß. Stuttgart 1820. S. 144.

[8]) Vergl. den Brief Heynes an Voß bei Herbst I, S. 325.

Gerechter lautete das Urteil des ersten Philologen jener Zeit: „Mit der Stolbergischen Ilias", schrieb Heyne am 28. Mai [1]), „haben Sie mich auf die angenehmste Weise überrascht. Ich habe nur erst blattweise im rohen Exemplar gelesen; aber ich gestehe es, auf den homerischen Wortstrom, den ich gefunden habe, hätte ich mir keine Rechnung gemacht; und da ich, zufolge des vorhin gedruckten Specimen die Einförmigkeit des Hexameters fürchtete, so bin ich durch die Verlegung des Ruhepunktes und Verschiedenheit des Versbaues so angenehm getäuscht worden, daß ich wirklich nun anfange, auf viel deutsche Leser zu hoffen." Daß die Weimarer von Bürger nicht lassen wollten, und daß sich Wielands Teutscher Merkur ausschwieg [2]), darf nach dem Gesagten nicht wundernehmen. Aber die ganze „Klopstockische Nation", wie sich Wieland ausdrückte, jubelte Beifall und Stolberg durfte sich seines Lorbeers freuen.

„So ist das Bild des Preiskampfes vor uns aufgerollt, mit seinen wechselnden Gestalten. Wohl zeigt es uns ein erhebendes Schauspiel deutschen Mühens und Ringens, und schon nähert man sich des Kampfspiels letzter Phase. Klopstock und Goethe und Herder und Wieland schauen zu von den Tribünen, und wie der ferne Süden seinen alten Kämpfen in die Schranken sendet, begrüßen ihn mit hellem Zuruf Weimar und Berlin. Gottscheds Samenkorn, wie war das so stolz zum vielastigen Baume gediehen! Aber — Bernays betont es mit Recht — in dem wichtigsten der damaligen Journale war das begeistertste Lob doch Stolberg geworden, und fürwahr, wenn auf irgend einen der wackeren Kämpfer, so schwebte über ihm das Zeichen der Berufung" (Schroeter, S. 215). Ein schwärmerischer Jüngling im Alter von 28 Jahren, aufgewachsen in der Schule Klopstocks und im Verkehr mit fast allen Schöngeistern seiner Zeit, hatte er vor Voß die edle aristokratische Erziehung und die hohe freie Lebensstellung voraus. Diese ermöglichte ihm jederzeit, wenn ihn die Muse trieb, in frischer Begeisterung sich seinem lieben Homer zu widmen, während der Ottendorfer Schulmeister ein paar freie Stunden mühsam

[1]) Herbst I, S. 321.

[2]) Als Wieland seinen Widerwillen gegen eine hexametrische Verdeutschung längst aufgegeben, sprach er in einem Briefe an Voß vom 14. März 1788 noch von Stolbergs „unreifer, Homers und seiner selbst unwürdigen Jugendarbeit" (Bernays).

seinem Berufe abzwacken mußte. „Es heißt aber etwas weit anderes, freie Stunden, allein solche, welche die Berufspflichten großmütig freigeben, den Musen weihen zu dürfen, als ihnen sein eigentlichstes Sein und Streben opfern zu können, um sich dann in Stunden, welche die Musen selbst nicht wollen, selbstherrlich ergehen und cavalièrement erholen zu dürfen. Es heißt etwas anderes, bereits vor dem Frühstück [1]) den Pegasus satteln zu dürfen zu einem Ritt bei Morgenrot, als recta via aus dem wilden Dampfe der Schützenstube in die ätherischen Höhen des Olympos klimmen oder sich den Pfad auf den Helikon mit dem qualmenden Talglicht suchen zu müssen [2])."

Vertraut wurde Stolberg mit der Sprache des blinden Sängers, als er Michaelis 1772 von Halle nach Göttingen zog, wo er sich allmählich unter Aufgabe des Fachstudiums den schönen Wissenschaften zuwandte und am 6. Dez. in den Hain aufgenommen wurde [3]).

Schon am 24. Februar des folgenden Jahres konnte Voß an Brückner berichten: „Sie (die Brüder Stolberg) haben jetzt beide ihre juristischen Kollegia aufgegeben, und lesen — den Homer für sich. Nicht war? Ein neues Phänomen. Sie haben für sich selber im Homer lesen gelernt, und durch Hülfe bloß der Grammatik und des Lexikons versteht jetzt der ältere über 300 Verse in der Ilias, und der jüngere ebensoviele in der Odyssee [4])."

Schon am 12. September desselben Jahres schlug die Abschiedsstunde [5]).

Über Altona begab sich Friedrich Leopold nach Kopenhagen, ohne sich von seinem lieben Homer zu trennen. „Dem Homer widme ich meine Morgenstunde, das Griechische geht gut, Homer und diese Sprache werden mir immer teurer" meldete er am 11. Dezember 1773 an Voß [6]).

[1]) „Stolberg hatte Wein zu seinem Frühstück; wohl durfte das arme Ottendorfer Schulmeisterlein im Alter auf diese Tatsache schmerzlich zurückschauen."

[2]) Schroeter, S. 214.

[3]) Vergl. Janssen I, S. 24.

[4]) Vossens Briefe I, S. 123.

[5]) Siehe den interessanten Bericht Vossens an seine spätere Gemahlin Ernestine Boie vom 18. September 1773 (Briefe I, S. 221).

[6]) Hellinghaus, S. 8.

Am 9. Juli 1774 hat er den Homer fertig[1]). Schon im Oktober heißt es in einem Briefe an Voß: „Ich habe lange, lange nichts gemacht und fühle auch noch gar keine Lust dazu. Ich will eine Weile bloß genießen, und mich an Homers Brüste legen wie ein Kind an die Brüste der Amme.

„Ich kann, ich werde nie können Homers satt werden. Ich kann mir und Ihnen nicht verhalten, daß ich keinen Dichter so ganz liebe. Es ist mir so wohl, wenn ich nur einige Verse in ihm gelesen habe. Man will, er soll Fehler haben. Sind die nicht vielleicht relativ auf den Leser? Wenn er große Fehler hat, so hat er sie nicht für mich, und die kleinen Fehler, denn zuweilen glaube ich, ein Fehlerchen zu sehen, nun die kleinen Fehler sehe ich an wie ein Sommerfleckchen auf dem Gesichte meines Mädchens, es ist nicht hübsch, aber ich sah es zum ersten Mal, da sie mir so freundlich einen Kranz wand, seitdem ist mir das Sommerfleckchen lieb, es erhöhte ihre Schönheiten[2])."

Das Jahr 1775 brachte eine mehrmonatliche Reise in die Schweiz; auch dort vergaß er seinem Homer nicht[3]), ja hier scheint der Plan einer Übersetzung zur Reife gekommen zu sein, denn nach Kopenhagen zurückgekehrt, schrieb er am 28. März 1778 an Voß: „Ich habe angefangen, das zwanzigste Buch der Ilias in Hexametern zu übersetzen und bin mit dem Anfang von 170 Versen zufrieden. Zum wenigsten lasse ich Bürgern hinter mir und für Popen läßt Teutonia mich nicht bang sein. Wenn das zwanzigste Buch fertig ist, will ichs ins Museum rücken lassen[4])." Dann stockte das Werk eine zeitlang. „Ich bin nie so faul gewesen, als nun. Nichts gemacht. Keine Zeile an Homer", schrieb er am 15. Juni an Voß[5]).

Im November erschien dann der zwanzigste Gesang, wir wir oben gesehen haben im „Deutschen Museum". Voß schickte Stolberg den grollenden Brief Bürgers zu, worauf der Graf am 14. Januar des folgenden Jahres antwortete: „Ich schicke Ihnen hier Bürgers Brief, den Sie mir durch Toby geschickt haben. Es tut mir leid,

[1]) „Mit sehnendem Herzen denke ich an Homer zurück, welchen ich nun gelesen habe" (Hellinghaus, S. 18); vergl. seinen Brief an Bürger: „Mit Vater Ompock bin ich nun ganz vertraut" (Strodtmann I, S. 210).

[2]) Hellinghaus, S. 26. — [3]) Hellinghaus, S. 39. — [4]) Hellinghaus, S. 42. — [5]) Hellinghaus, S. 43.

daß er böse ist, es tut mir für ihn leid, daß er noch immer seine Übersetzung vollenden will, ich finde viel Geist drinnen, aber nur nicht — Homers Geist.

„Die meinige geht gut von statten, ich arbeite am sechsten Gesang. Aber ich rechne auf Sie und hoffe, Sie wollen das Manuskript annehmen, ich kann es wahrlich sonst nicht herausgeben, und mich verlangt herzlich darnach, es der Welt zu präsentieren .... Wenn Sie über mich urteilen hören, oder lesen, was Männer von meiner Ilias sagen, so teilen Sie mirs mit[1])."

Inzwischen arbeitete Stolberg mit Feuereifer[2]). Im Februar waren schon sechs Gesänge fertig[3]), im März wurde der siebente und achte[4]), im Mai der neunte und zehnte vollendet. Inzwischen war Vossens Odyssee in Proben im Maiheft des „Deutschen Museums" erschienen und Stolberg machte Voß den Vorschlag, die Odyssee in einem Format mit seiner Iliade zusammen herauszugeben, „so träten wir beide edle starke Ritter in einem Buche auf, in die Hymnen könnten wir uns teilen, wie gefällt Ihnen der Vorschlag?"[5])

Obgleich Stolberg den Sommer über an Homer so gut wie nichts arbeitete[6]), so schritt das Werk doch so rüstig voran[7]), daß Voß es nach vergeblichem Suchen[8]) Ostern 1778 in der Kortenschen Buchhandlung des Herrn Jessen in Flensburg erscheinen lassen konnte.

[1]) Hellinghaus, S. 44.

[2]) „O wie klein ist mir alles in der Welt, nun da ich lebe und webe in homerischen Ideen!" (Hellinghaus, S. 47.)

[3]) Hellinghaus, S. 46 u. 48.

[4]) „Ich schlafe nachtnächtlich bei Homers Muse und zeuge daher wenig andere Kinder" (Hellinghaus, S. 49).

[5]) Hellinghaus, S. 51.

[6]) „Ich müßte ja ein Esel sein, wenn ich mir den reinen Naturgenuß verdürbe, ich will harren auf die Erscheinung der Muse, wer weiß, ob sie mich nicht oft besucht" (Hellinghaus, S. 52).

[7]) Vergl. die Briefe an Voß vor 21. Juni, 1. Juli, 15. Juli, 1. November, 4. November bei Hellinghaus.

[8]) Am 21. April schrieb Voß an Bürger: „Mit Homer, Freund Bürger, ists eine hundsföttische Sache. Ich kann ebensowenig einen Verleger bekommen als Ihr, wo ich nicht mit einem Louisdor per Bogen zufrieden sein will" (Strodtmann II, S. 67).

Stolberg hatte, wie mehrfach in den Briefen erwähnt[1]), das Honorar Voß zum Geschenk gemacht; es betrug pro Bogen 10 Taler, zusammen also 400 Taler[2]). Und Voß konnte auf diese Summe hin am 15. Juli 1777 seine heißgeliebte Braut Ernestine Boie zum Altare führen[3]). Wie bitter der alternde Voß diesen Edelmut des adeligen Freundes lohnte, ist allgemein bekannt[4]).

Ehe wir nun in die Würdigung der Stolbergischen Ilias eintreten, dürfte es angebracht sein, erst den geschichtlichen Faden zu Ende zu führen. Schon im Juli 1780 meldete Voß Stolberg, daß eine neue Auflage der Ilias notwendig sei; für dieselbe schlug er zahlreiche Verbesserungen vor. Allein trotzdem Stolberg ihm das „Recht über alle seine Geburten" eingeräumt hatte, war ihm vor seiner „Feile" bange[5]) und antwortete ihm am 29. Juli: „Bester Voß, es fehlt mir an Freudigkeit, um eine Umarbeitung meiner Ilias vorzunehmen. Sie ist auch nicht so nötig, deucht mich; wer des Geistes, der sie beseelt, gewahr wird, der achtet der kleinen Fehler nicht ... und für andere Leser ist sie schon viel zu gut." Am 6. März des folgenden Jahres wiederholte er: „Ich habe nichts dagegen, mein lieber Voß, daß Jessen, wie und wann er will, eine neue Auflage meiner Ilias veranstaltet, bin aber in diesem Augenblick nicht imstande, con amore und wie sichs gebührt meine Arbeit zu verbessern. Nur zwei ganz große Fehler mußte ich wegnehmen[6])."

Im gleichen Jahre erschien Vossens Odyssee, aber nicht in einem Band mit Stolbergs Ilias, wie dieser vorgeschlagen und Voß

[1]) Vergl. Hellinghaus, S. 357.

[2]) „Endlich hat sich Herr Jessen entschlossen, Stolbergs Homer zu verlegen und mir den Bogen, wie der Messias gedruckt, mit 10 Talern zu bezahlen. Ohne diesen Beitrag hätte ich meine Heirat noch bis künftiges Jahr aussetzen müssen ... Es ist mir doch unangenehm, daß ich, auch als Herausgeber einer fremden Schrift, Ihnen schade und jetzt noch nicht weiß, wie ichs ersetzen soll. Wäre die Liebe nicht, so wüßt ichs wohl" (Voß an Bürger, Strodtmann II, S. 90).

[3]) Vergl. Vossens Briefe I, S. 322; II, S. 6 u. 100.

[4]) Siehe: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier im „Sophronizon" 1819 und: „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe" 1820. Vergl. die Kritik bei Janssen, Herbst, Bernays, Hellinghaus.

[5]) Hellinghaus, S. 51. Wie sehr sich Voß darüber ärgerte, zeigt sein Bericht in der „Bestätigung" S. 143.

[6]) Gesang X, Vers 517: „Bogen" statt „Geißel" und XI, 375: „Pfeil" statt „Lanze" (Hellinghaus, S. 69). Vergl. „Bestätigung" S. 144.

zugestimmt hatte[1]). Voß hatte nämlich inzwischen trotz Abraten Millers[2]) den Plan gefaßt, auch die Ilias zu übersetzen[3]).

Am 6. Oktober 1782 schrieb ihm Stolberg zu diesem Plan: „Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, liebster Voß, daß Ihr Unternehmen mir keine Freude macht. Ehe ich Latein verstand, war eine meiner Lieblingsideen, griechisch zu lernen, um den Homer zu übersetzen. Ich dachte nur an eine prosaische Übersetzung, weil ich eine poetische für unmöglich hielt. Als ich griechisch verstand, übersetzte ich die Ilias in Hexametern, und meine Übersetzung war die einzige, welche den Namen einer poetischen Übersetzung verdienen konnte. Dann übersetzten Sie die Odyssee und übertrafen mich. Daß Ihre Übersetzung die meinige übertrifft, fühlte und sagte ich, ehe es die Nation so allgemein wie jetzt fühlen und sagen konnte. Sie würden mich auch dann übertroffen haben, wenn ich mich bei meiner Arbeit nicht so sehr übereilt hätte ... Ich wiegte mich mit dem Gedanken, einst die Ilias von neuem zu übersetzen, wahrlich nicht so sehr um meines poetischen Ruhmes willen als aus leidenschaftlicher Liebe für den alten blinden Halbgott, den ich von Kindheit an so unaussprechlich liebe ... Wenn Sie in die Schranken treten, so trete ich ab. Ich werde dann suchen, mit dem amour pur eines Fénélon mich zu freuen, daß Homer verherrlicht wird und zu vergessen suchen, daß es eine Lieblingsidee meines Lebens bisher war, das Mittel dazu in Absicht auf die Ilias zu sein.

„Wollen aber Sie die Arbeit übernehmen, so muß Ihnen Homer lieb genug sein, um etwas vortreffliches leisten zu wollen, und das ist unmöglich, wenn Sie mit einem Nebenblick auf meine Übersetzung arbeiten. Ich weiß, daß Sie das aus Freundschaft für mich tun, ich will aber einesteils nicht, daß Ihre Freundschaft für mich Ihnen Fesseln anhänge, wo es des freiesten Fluges bedarf, und was wäre mir andernteils damit gedient? Das Verdienst einer andern Arbeit mir zuschreiben zu lassen, dazu bin ich zu bescheiden,

[1]) „Es freut mich, daß unser Homer nur ein Werk ausmachen soll. Ich dächte, wir geben ihm zween Titel. Erst: Homers Werke übersetzt durch Stolberg und Voß. Dann: Ilias übersetzt durch Stolberg, Odyssee übersetzt durch Voß" (Hellinghaus, S. 59).

[2]) Strodtmann II, S. 215.

[3]) Vergl. hierüber die Briefe Vossens an Gleim (II, S. 281) und an Boie (III, S. 161 u. 162), sowie die „Bestätigung" S. 168 ff.

zu stolz, zu wahr. Und nun zu sehen, daß mein altes Gewebe als Eintrag für neue subtemina dienen soll, da habe ich auch keine Freude an.

„Überhaupt ist der Charakter unserer Poesie und selbst unser Urteil über dergleichen zu verschieden, als daß wir, wie zwei Hände eines Webers, zugleich die Spule werfen könnten. Ich darf das sagen, da ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen, und wissen, daß Sie, Freund abgerechnet, einer meiner ersten Lieblingsdichter sind.

„Den gesandten ersten Gesang der Ilias habe ich noch nicht ganz gelesen, vielweniger mit dem meinigen verglichen. Liebster Voß, es fehlt mir dazu an ruhiger Fassung, weil die Sache mir fatal ist. Ich habe genug davon gelesen, um sagen zu können, daß die Übersetzung gewonnen hat[1])."

Schon vierzehn Tage später schrieb er wiederum: „Ich reiße mir aus blutendem Herzen den Wahn, unserm Vaterlande die Ilias gegeben zu haben, geben zu können. Ich habe gestern angefangen, Ihre Ilias mit dem Original und mit der meinigen zu vergleichen. Sie haben mich unendlich übertroffen[2]). Nun denn, der alte Halbgott soll mir doch freundlich dafür sehen, daß ich, da Sie mir Macht über Leben und Tod Ihrer Ilias geben, mich gern um seinetwillen vergesse. Sie lebe, weil sie die beste sein wird! Fahren Sie fort in Gottes Namen, lieber edler Freund. Ihre Freude, Ihre Ehre ist und muß mir wert wie meine Freude und Ehre sein. Beiden muß Homers Herrlichkeit lieb und wert genug sein, um sie am besten dargestellt zu wünschen. Ich fühle, daß ich mich selbst sehr würde übertroffen haben, denn ich übereilte das Werk sehr, aber ich fühle, daß ich Sie nicht erreichen würde. Also ist es Pflicht, und was mir Pflicht gegen Voß den Übersetzer um Homers willen sein würde, das muß mir gegen Voß den Freund nicht einmal schwer werden. Ich trinke im Geiste mit Ihnen und stoße klingend an: Es lebe von Enkel zu Enkel Homer unter der Hyberboraeern! Und wenn mir denn auch eine Träne ins Glas stürzt, so trinke ich sie mit hinunter, und es soll die letzte sein!“ [3])

[1]) Hellinghaus, S. 160 ff. Vergl. hierüber Vossens Bericht in der „Bestätigung“ S. 172 ff.

[2]) Vergl. v. Halem, „Selbstbiographie“ S. 43.

[3]) Hellinghaus, S. 163 ff. Ferner Vossens Briefe III, S. 162 und „Bestätigung“ S. 173 ff. „Der in Stolbergs Briefe liegende Edelmut (vergl. Vossens Briefe III, S. 161) erscheint in um so hellerem Lichte, wenn man damit Vossens Verhalten in ähnlichen Fällen vergleicht; mit einem seiner geliebtesten Schüler, Friedrich August Eschen, brach er hauptsächlich deshalb, weil dieser auch den Horaz übersetzte“ (vgl. Archiv für Literaturgeschichte 1887, S. 361 ff.).

Wie aus der „Bestätigung“ hervorgeht, mußte Stolberg noch mehrere Mißverständnisse zerstreuen. Er tat das in einem Brief vom 6. April 1787. „Ich meinte,“ schrieb er, „die homerische Sache wäre lang geschlossen. Treuherzig gemeint und gesagt war alles, was ich in einem Briefe an Sie diesen Winter schrieb. Welch elender Mensch wäre ich, wenn ich (auch gesetzt, daß ich ein Recht dazu hätte, wiewohl ich absolut kein Recht dazu haben kann) verlangen, oder auch nur wünschen möchte, daß Ihre Ilias eine Handschrift für Freunde bleiben sollte? Unter andern wäre ein solches Verlangen auch absurd. Woher, um aller Wunder willen kommt dieses Hintermißverständnis, da mein Brief so deutlich war?

„Sie können mich nicht für falsch halten, aber warum für so wankelmütig? Und für so voll von Eigenliebe?

„Daß Sie die Ilias übersetzen wollten und anfingen, tat mir weh. Ich sagte es Ihnen und hatte es bald verwunden. Wenn, meiner Eigenliebe zu schonen, die beste Übersetzung der Ilias unterdrückt würde, so würde mir das nicht allein sehr wehe tun, sondern ich würde mich meiner schämen, und diesen Schmerz, diese Scham, so lang ein gutes Haar an mir wäre, nie verwinden“ [1]).

Und noch einmal versicherte er dem Freund in einem Brief vom 27. desselben Monats: „Nun von der Ilias. Wie mich Ihre Unternehmung befremdete und verdroß, sagte ich Ihnen ja gerade heraus. Ich behielt nichts auf dem Herzen. Aber auch nichts, als ich Ihnen sagte, daß ich mir aus blutendem Herzen den Wahn, den Deutschen eine Ilias gegeben zu haben, reiße. Ich (eitel wie ich Ihnen scheinen mag) sah so lebhaft, als einer es wird tun können, den großen Vorzug Ihrer Übersetzung, und wenn Sie nun nicht fortgefahren hätten, so hätten Sie eine schreckliche Rache an meiner geäußerten Unzufriedenheit genommen. Diese Rache veranlaßt zu haben, würde ich gegen Vater Homer, gegen die Deutschen, gegen Sie, gegen mich, nie haben verantworten können. Was ich schrieb, war nicht Heuchelei. Aber wahr ist es, daß die Wunde lange nachher blutete. Voß, dachte ich, beschämt dich vor den Augen der Nation,

[1]) Hellinghaus, S. 171.

und reißt als Mann eine Palme vom Ziel, welcher du als Jüngling näher kamst als deine Vorgänger und andere Zeitgenossen. Aber ich sagte mir immer zugleich: Voß sieht diese Sache anders als du. Seine Liebe für Homer treibt ihn in die Laufbahn. Er opfert dich dem göttlichen Greise, nicht sich, und mit diesem Gedanken an den lieben göttlichen Greis verschmerzte die Wunde“ [1]).

Erst 1793, als eine Neuauflage der Odyssee notwendig wurde, erschien auch die ganze Ilias [2]) zusammen mit der Odyssee unter dem Titel: „Homers Werke von Johann Heinrich Voß. Vier Bände. Altona bei J. F. Hammerich“ [3]).

---

[1]) Hellinghaus, S. 178.

[2]) Proben erschienen schon früher aus dem 3., 18. und 12. Gesang im Musenalmanach 1789, S. 164 ff., 184 ff., 208 ff., der 9. Gesang im neuen deutschen Museum 1790, II. S. 1 ff.

[3]) „Daß Sie für den ganzen Homer nur 1200 Rtl. bekommen, finde ich schändlich von den Herren Buchhändlern,“ schrieb ihm Stolberg am 17. August 1792 von der Insel Ischia aus (Hellinghaus, S. 273).

III. Kritischer Teil.

In demselben Jahre, in dem der ganze Vossische Homer erschien, erlebte, wie wir gesehen haben, die Stolbergische Ilias bereits die dritte Auflage.

Stolberg war der erste, der die griechischen Namen statt der lateinischen einführte und sie phonetisch schrieb, also: Föbos, Aräs, Häraklās, Ganümädās, Härä usw.[1])

Voß übernahm die Neuerung. Das gab den Anlaß zu einer der spaßhaftesten Episoden der deutschen Literaturgeschichte, die hier wenigstens gestreift werden soll. Schon mit seinem alten Lehrer Heyne in Göttingen hatte Voß unerquickliche Auseinandersetzungen. Die neue Mode streifte der Göttinger Satiriker Lichtenberg in einem humoristischen Aufsatz: „Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond“, [2]) worin er den Herrn „Jäsum“ anrief.

Als Voß grob und polternd antwortete: „Über einen witzigen Einfall im Göttinger Magazin“, [3]) da „schwang der schärfste Satyriker des 18. Jahrhunderts mit aristophanischem Lächeln seine klassische Pritsche über das arme Ottendorfer Schulmeisterlein“ [4]): „Über die Pronuntiation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronuntiation ihrer neuern Brüder an der Elbe: oder über Beh-Beh und Bäh-Bäh, eine literarische Untersuchung von dem Konzipienten des Sendschreibens an den Mond.“ [5])

Als Voß eine „Verteidigung gegen Herrn Professor Lichtenberg [6])“ wagte, fielen aufs neue hageldichte Streiche gegen ihn in Lichtenbergs

---

[1]) „Eine sonderbare Orthographie der griechischen Namen, die der Graf gewählt hat. Warum sollen wir nicht die einmal angenommene römische Aussprache behalten?“ (Allg. Deutsche Bibliothek, Bd. 37 S. 133.)

[2]) Göttinger Magazin I. Jahrgang (1780) 6. Stück S. 331—346.

[3]) Deutsches Museum 1781, 1. Maiheft (Nr. 10) S. 465.

[4]) Schroeter.

[5]) Göttinger Magazin II. Jahrgang (1761) 3. Stück S. 454—479.

[6]) Deutsches Museum 1782, 1. Märzheft S. 213—251.

Replik: „Über Herrn Vossens Verteidigung gegen mich im März (Lenzmonat) des Deutschen Museums" mit dem Motto: To bäh or not to bäh, that is the question.[1]) Ungebeugt griff Voß abermals zur Feder: „Ehrenrettung gegen den Herrn Professor Lichtenberg."[2])

Aber Lichtenberg schwieg,[3]) nur ein Anonymus schlug bei Wielands „Teutschem Merkur" vor: „Einziges Mittel, die gelehrten Parteien auseinander zu bringen, wovon die eine lieber Hebe als Häbä und die andere lieber Häbä als Hebe sagt."[4]) In dem Aufsatz meint er, es sei am besten, die griechischen Götter- und Heldennamen durch die deutschen Bezeichnungen Philipp von Zesens zu ersetzen, also: Lustinne für Venus, Donnermann für Jupiter, Wasserreich für Neptun zu setzen.

Von einer gleichzeitig gegen Lichtenberg erschienenen Satire, betitelt: „Ailurokriomachie oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine", berichtet Herbst, daß es weder ihm noch dem allkundigen Redlich gelungen sei, ein Exemplar aufzutreiben, daß aber wohl Stolberg der Verfasser des Machwerkes sei . . . Ihm folgt Gödeke. Letztere Angabe ist m. E. falsch. Ein Exemplar des seltenen Werkes fand ich auf der Göttinger Universitätsbibliothek. Das Schriftchen umfaßt 21 Seiten in 16°. Ich gebe hier wegen seiner Seltenheit ein Auszug: Die Hammel weideten ruhig und mit Lust an den schönen Ufern der Elbe, als es einem Widder unter ihnen in aller Unschuld einfiel, nicht mehr beh beh zu sagen, sondern zu behaupten, man müsse sprechen: bäh bäh. Dieses erregte ein gewaltiges Aufsehen in der Gemeinde, es wurde ein Landtag gehalten: man weiß wie Hammel sind, zumal niedersächsische; der größte Teil war wider die Neuerung und per majora wurde ein gemeiner Bescheid abgefaßt, darinnen es hieß: Es bleibe beim alten. Ungefähr erfuhr eine kleine eitle Katze an der Leine diesen Zwist und weil sie sich für eine Katze von Distinktion hielt und als eine kritische zeigen wollte, so mischte sie sich freiwillig in den Streit. Es kommt zum Duell, in dem die Katze mit blutender Pfote abziehen muß . .

[1]) Göttinger Magazin III. Jahrgang 1782 1. Stück S. 100—171.

[2]) Deutsches Museum 1783, 1. Aprilheft 4. Stück S. 340—456.

[3]) Den Grund siehe bei Herbst I 247.

[4]) Teutscher Merkur 1782, 4. Oktoberheft S. 15—18. Der Autor ist nach Goedeke (IV, 408) J. Ch. F. Schulz.

Man lese den Verlauf der ganzen Kontroverse zwischen Voß und Lichtenberg bei Schroeter S. 278—300; auf Vossens Charakter fällt dabei helles Licht.

Trotz der Angriffe zeigte der Homer Vossens von 1793 wieder die alte Schreibweise, nur ä war durch „e" ersetzt. Stolbergs Ilias dagegen hat die geläufige Schreibart erst in der Ausgabe der gesammelten Werke vom Jahre 1823 Bd. 11 und 12.

Soviel über das Äußere der beiden Iliaden, die am Ende des 18. Jahrhunderts um die Palme rangen. Welchem der beiden Rivalen wird sie die Nachwelt reichen? Der Erfolg sprach für Voß und gegen Stolberg. Des letzteren Ilias ist seit fast 100 Jahren nicht mehr aufgelegt und außerhalb der Fachkreise vergessen und verschollen; dagegen ist der Vossische Homer noch heute in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, zwar nicht als ein „trautes Hausbuch", wie Herbst meint, aber als Schul- und Hülfsbuch für alle des Griechischen Unkundigen, die sich in Homers Geist einführen wollen.

Wie weit die Stolbergische Übertragung in ihrem metrischen, sprachlichen und poetischen Wert dieses Schicksal zu gunsten der Vossischen verdient hat, bilde die Aufgabe des dritten Teils dieser Abhandlung.

Zwei Meister der Übersetzungskunst, Wieland und August Wilhelm Schlegel, haben die Vossische Ilias in ausführlichen Rezensionen, die klassisch zu nennen sind, auf Herz und Nieren geprüft, dieser in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung[1]), jener in seinen „Briefen, die Vossische Übersetzung betreffend" im „Neuen Deutschen Merkur" vom Jahre 1795[2]). Beide haben Stolbergs Vorgang sträflich ignoriert.

Was liegt näher, als ihren Spuren folgend zu prüfen, wie weit die von ihnen erblickten Vorzüge auch Stolberg zukommen, wie weit er die zahlreichen von ihnen gerügten Mängel Vossens glücklich vermieden hat, und unter kritischen Seitenblicken auf die Urteile Herbsts, Schroeters, Bernays', Gruppes usw. historisch festzustellen, ob und inwiefern Voß auf Stolbergs Schultern steht und auf dessen Lorbeern ausruht.

[1]) Jahrgang 1796 S. 474 ff. Werke X S. 115—193.

[2]) II (Maiheft) S. 105—111 und III (Dezemberheft) S. 400—436. Ferner 1797 I (Februar) S. 167—178.

Beginnen wir mit dem, was Vossens allseitig anerkannten Ruhm ausmacht, der metrischen Form der Übertragung. Da ist es nun kein Zweifel, daß Vossens Hexameter „korrekter" sind. Sein Leben lang hat Voß mit philologischer Gründlichkeit immer wieder aufs neue gemessen, und Gesetz auf Gesetz aufgestellt. „Voß hat sich nicht nur den homerischen Hexameter überhaupt zum Muster vorgestellt, soweit die Verschiedenheit der deutschen und griechischen Metrik es erlaubte, sondern auch den Gang einzelner Verse, die jedesmaligen Verhältnisse der rhythmischen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verse in den andern und die dadurch bestimmte Stellung der Einschnitte nachzumachen gesucht, und auch in der Tat erstaunlich genau nachgemacht. Einem Leser, der in der Übersetzung nichts weiter als den Versbau des Originals studieren wollte, dürfte man sie ohne Einschränkung empfehlen, so gewissenhaft befolgt Voß die Vorschriften, die er hierüber in der Vorrede zur Übersetzung des Virgilischen Landgedichtes und in einer kleinen Schrift über dessen Ton und Auslegung dargelegt hat."[1])

Dagegen pflegte Stolberg in genialer Nonchalance seine Verse zu schmieden, unbekümmert um papierne Vorschriften „50—60 vor dem Frühstück".

Wenn allerdings Gruppe in seiner „deutschen Übersetzungskunst" von Stolbergs Hexameter behauptet, „daß es wohl kaum möglich sei, in der Ungebundenheit der Versbehandlung noch einen Schritt weiterzugehen",[2]) so ist das eine arge Übertreibung. Allerdings, Stolberg macht gelegentlich auch mal einen Hexameter mit fünf Füßen, z. B. XVII, 712:

Kämpfen mit Troern indessen und Hektor dem Edlen[3])

und Verse wie:

Wohlgesprochen, o hoch berühmter Menelaus!

sind weiter nichts, als versifizierte Prosa. Stolberg kann sich mit Goethes Beispiel entschuldigen, der ja auch in Hermann und Dorothea den bekannten siebenfüßigen Sechsfüßler stehen ließ, und Beispiele von „hinterlistiger Prosa" hat Schroeter in seiner „Geschichte dem

[1]) Schlegel a. a. O. S. 170 ff.

[2]) Gruppe a. a. O. S. 48. Vgl. auch Cholevius: „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2 Bände 1856" B. II S. 89.

[3]) Falls man es nicht vorzieht, Troérn zu lesen.

Vossischen Homer zu Dutzenden nachgewiesen; sie sind ja wohl bei einem so großen Werke auch nicht ganz zu vermeiden.

Die oben mitgeteilte Antwort auf Bürgers Bravade ist meines Erachtens ein typisches Beispiel für Stolbergs Hexameter: In 32 Versen 43 Spondeen oder wenn man will, Trochäen, fast alle in der ersten Hälfte der Verse. Und doch, man lese diese Verse laut, kein einziger wird das Ohr verletzen, sie alle sind getragen von einem Schwung und einem Fluß, daß sie als das erscheinen, was sie A. W. Schlegel deuchten, die gefällige Form improvisierter Rede.

Am besten gelangen dem Grafen die Hexameter in frischer Begeisterung. Der XX. Gesang, den er zuerst machte, ist auch metrisch der beste. Während in den folgenden Gesängen die „spondiaci" zu häufig hervortreten, finden sich im XX. Gesang nur drei, und diese bis auf einen durch Eigennamen gebildet. „Im übrigen hat das Stück einen bewunderungswürdigen, leichten Fluß. Die Verse strömen hin in lebendigem, liebenswürdigem, natürlichem Ergusse. Wenn irgendwo in den deutschen Homeren, so weht hier Klopstockischer Geist, Klopstockischer Schwung, lebt hier Klopstockische Sprachkraft ohne zwar Klopstockische Latinismen und Klopstockische Verrenkungen; im übrigen tragen auch diese Verse, wie die Bürgerischen, die Weihe jugendlicher Begeisterung. Der Ausdruck ist durch und durch poesievoll und ungetrübt im Großen und Einzelnen. Überall homerisches Leben, homerische Luft, plastische leuchtende Anschaulichkeit und schöne Deutlichkeit. Die Verse sind leicht gebaut, leicht gearbeitet mit erfreulichem Vorwiegen von Dactylen. Sie deuten auf eine bessere Leichtfertigkeit, die freilich einer genialen Salopperie nahe kommt . . . Doch der Inhalt der Verse ist in so leichten Fluß gebracht, daß er einen über die eckigen Geleise und krummen Rutschbahnen der Form freundlich hinwegschaukelt."[1])

Schon das Zahlenverhältnis deutet auf das genial Unbekümmerte der Arbeit hin: eine vergleichende Übersicht ist hier wohl am Platze.

[1]) Schroeter S. 166.

Gesang	Voß	Stolberg	Gesang	Voß	Stolberg
I	611	601	XIII	837	832
II	877	862	XIV	522	526
III	461	453	XV	746	735
IV	544	527	XVI	865	855
V	909	891	XVII	761	754
VI	529	520	XVIII	616	612
VII	482	469	XIX	424	419
VIII	565	559	XX	503	482
IX	713	685	XXI	610	604
X	579	564	XXII	515	511
XI	848	836	XXIII	897	887
XII	471	461	XXIV	803	797
			zusammen	15 688	15 442

Stolberg: ein minus von 246.

Schon daraus ersieht man, daß Voß gewissenhafter beim Bau seiner Hexameter vorging. Wenn allerdings Herbst nach Schlegels Vorgang rühmt: „Was sich heute von selbst versteht, daß Abbild und Original zunächst in der Zahl der Verse sich decken müssen, sogar diese Elementarbedingung hat Voß zuerst erfüllt,“[1]) so ist das in unseren Augen kein Lob. Bei der flexivischen Verschiedenheit beider Sprachen — ich erinnere nur an den Dual, Medium, Optativ, Partizipien, absoluten Genitiv — ist ohne eine sprachliche Vergewaltigung am Original eine solche Kongruenz gar nicht zu erzielen und dieses „Vossische Unwesen“ hat sicherlich dazu beigetragen, seinem Hexameter den undeutschen sprachlichen Charakter zu geben, den wir unten darlegen werden. Hören wir, wie sich Wieland hierzu äußert: „Da er sich, um eine der homerischen möglichst gleichförmige Modulation zu erhalten, zum Gesetze machen mußte, uns nicht nur Vers für Vers zu geben, sondern sich auch in der Stellung der Worte, wenigstens derjenigen, auf welchen jedesmal der Nachdruck der Rede beruht, so genau als möglich ans Original zu halten: so mußte er sich dadurch die Arbeit notwendig erschweren und, bei der großen grammatikalischen Verschiedenheit beider Sprachen, sich selbst in die unvermeidliche Notwendigkeit setzen, gar oft entweder das, was ihm Hauptzweck war, aufzuopfern, oder unserer Sprache (wenigstens dem was der Sprachgebrauch zu Gesetzen gemacht hat, und welche von guten Dichtern

[1]) Herbst II, S. 83. Vgl. Erich Schmidt in seiner Rezension der Bernaysschen Jubiläumsausgabe in der „Deutschen Rundschau“. Bd. 28 S. 153. Ferner Cholevius a. a O. S. 91/92.

befolgt zu sehen jeder Mann gewöhnt ist) eine Gewalt anzutun, die ihm, wie ich besorge, unter zehn Lesern kaum einer verzeihen wird. Denn da diese so häufig vorkommenden, teutschen Ohren mißfälligen Wortstellungen sogar mir, der — nur um seinen Homer wiederzufinden, sich gern alles gefallen läßt — den reinen und vollen Genuß nur zu häufig verbittert haben: so kann ich mir leicht vorstellen, was für eine Wirkung sie auf die große Mehrheit derjenigen tun muß, die in seiner Ilias keine teutsch-griechische, sondern eben die Sprache und Wendungen des Hexameters erwarteten, die z. B. in seinen eigenen Idyllen allgemein gefallen haben.“[1])

Wenn Herbst weiter vom Vossischen Hexameter rühmt, daß Voß zuerst die männliche Cäsur im dritten Fuß, die bukolische Cäsur, sowie das Fehlen der weiblichen Cäsur im vierten Fuße „entdeckt“ habe, so ist das zum Teil falsch,[2]) teils eine sehr zweifelhafte Errungenschaft, um die sich Klopstock, Denis, Sonnenberg nicht kümmerten und die Schroeter eine „wahngeborene Chimäre“ nennt.[3])

In praxi hat natürlich auch Stolberg die eingangs ausführlich dargestellten Gesetze für den deutschen Hexameter instinktiv befolgt, wie jede beliebige Stichprobe dartut; nur war sie ihm kein ehernes Gesetz, dem er alles opferte.[4]) Daß er hier im bewußten Gegensatz zu Voß handelte, zeigt ein Brief, worin er seinem Freunde Halem am 27. Februar 1787 schrieb: „Ich denke aus Vossens Hexametrologie zu lernen, denke aber auch, daß er des Dinges zu viel tut. Es ist eine Frage, inwiefern jeder einzelne Vers schöner, wie andere, inwiefern das Ganze leichter sei. Und das ist wichtig bei einem langen Gedicht. Fesseln muß der Vers durch seine Schwierigkeit dem Dichter nicht anlegen. Er gleiche den göttlichen Waffen des Achilleus: Diese waren wie Flügel und huben den Hirten der Völker.“[5])

Weiter rühmt Herbst[6]): „Der Klopstockische Hexameter und mit ihm sein Nachbild, der Stolbergische, bestand aus Dactylen und Trochäen; Spondeen, dies unentbehrliche Element der Kraft und des Nachdrucks, fehlten fast ganz, Voß machte eine reiche Auswahl Spondeen teils ausfindig in der Sprache, teils bildete er sie und schuf

[1]) „Neuer Teutscher Merkur“ 1795 III S. 417.

[2]) Schon Rammler hatte Zachariä auf die penthemimeres aufmerksam gemacht (Schroeter S. 258). — [3]) Vgl. oben S. 49 und 50.

[4]) Sogar bei Voß findet Herbst (S. 90) noch 60 Verletzungen des Cäsurgesetzes und 76 spondiaci. — [5]) a. a. O. S. 51. — [6]) S. 90.

zugleich soviel neue Dactylen, daß nun Wechsel und Halt, männlicher Tritt und Stil möglich wurden." Wir haben im grundlegenden Teil diese Frage so eingehend behandelt, daß wir es hier unter Berufung auf Gruppe, Saran u. a. ablehnen müssen, hierin einen Vorzug zu erblicken.

Zur Ergänzung der oben S. 36 citierten Statistiken von Drobisch und Götzinger über das Verhältnis der dreisilbigen Versfüße zu den zweisilbigen sei hier festgestellt, daß bei Stolberg unter 3000 Füßen, die ich gezählt habe, (XX. Gesang und Gesang XXI Vers 5—18) 994 zweisilbige, also ziemlich genau 70% Dactylen sich befinden; möglich, daß in andern Gesängen das Verhältnis ein wenig ungünstiger ist, jedenfalls kommt es dem Vossischen, 60 : 40, mindestens gleich.

Was endlich den Hiatus resp. die Apokopeen betrifft, so steht Vossens eifrig und Jahrzehnte lang gefeilte Übertragung hinter der in einem Zug niedergeschriebenen Stolbergischen ganz erheblich zurück. Über 3000 Mal macht Voß sich solch „wüster Worthalsabschneidereien" schuldig. Verse wie:

V. 228: Oder begegn' ihm du; und mir sei die Sorge der Rosse.
VI. 181: Vorn ein Löw', und hinten ein Drach' und Geis' in der Mitte.
IX. 340: Atreus' Söhn'? Ein jeglicher Mann, der edel und weis' ist.
XVII. 711: Schwangen sie scharfe Beil' und hauende Äxt' aufeinander.
XXIII. 114: Diese wandelten nun, holzhauende Äxt' in den Händen.
XXIV. 166: Aber die Töchter und Schnür' in Wohnungen jammerten laut auf.

stellen doch an das metrische Gefühl grausame Anforderungen. Stolberg hat diesen Fehler glücklich vermieden. „Leidige Apokopeen sind sehr vereinzelt, dem Gespenst des deutschen Hiatus, dieser Idiosynkrasie zungenlahmer Akademiker und metrischer Schwarzkünstler, verfällt der Dichter nicht und geht ihm weislich aus dem Wege, statt ein unglückliches „e" nach dem andern seinem Molochschlund zu opfern." Dagegen rauben bei Voß „verzweifelte Wortverstümmelungen dem Ganzen den Odem: das Schwerste was je in deutscher Sprache im Namen des Hiatusphantoms begangen worden, hatte hier Voß gesündigt, wie in seinen andern Poesien."[1])

[1]) Schroeter S. 168, 332. s. auch das dort zitierte haarsträubende Beispiel in Vossens „Friedensreigen":

Es belohnt, o Wais'
Und o Witw' und o Greis,
Es belohnt die Gemein' euch
Mit Kost und Preis.

So ist denn das Lob, daß wir Vossens metrischer Kunst zollen können, doch nur ein sehr bedingtes; aber es soll gerne zugestanden werden, daß in Hinsicht auf die metrische Korrektheit und Rhythmik Voß zweifellos den Vorzug vor der sorglosen Kunst Stolbergs verdient. Jedoch als deutscher Hexameter nähert sich des letzteren Vers wenigstens dem Ideal, wie wir es oben[1]) mit den Worten Viktor Hehns aus Hermann und Dorothea abgeleitet haben, während sich Voß mit Absicht davon entfernt.

Darum gesteht schon A. W. Schlegel, daß er die hier bewiesene Kunst nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreisen könne, weil er überzeugt sei, daß sie nächst den Irrtümern über den Bau der Sprache, am meisten dazu beigetragen hat, uns um den echten Homer zu bringen.[2])

Damit spricht Schlegel den schlimmsten Vorwurf aus, den man dem 1793er Homer Vossens und erst recht aller folgenden machen kann: Die Verballhornung unserer Muttersprache in ein oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrtes Deutsch-Griechisch, hinweg über alle historisch geheiligten Grenzen, „die man nicht überschreiten darf, ohne sich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als solche anerkannte Sprache, sondern ein selbsterfundenes Rotwelsch rede."[3])

Verführt zu diesen Vergewaltigungen wurde der Übersetzer Voß durch den Philologen und Metriker Voß. Man beachte wohl, daß die Übertragung ins Deutsche auch eine Dolmetschung aus dem Griechischen ist. Nach der letzteren Richtung hin hat der Rektor von Otterndorf ganz unstreitig alle seine Vorgänger und Nachfolger weit hinter sich gelassen. Wie er beim Bau des Hexameters eifrigst bestrebt war, den griechischen bis in alle seine kleinsten Bestandteile nachzubilden, so war es der Inhalt all seines Ehrgeizes, das Original Wort für Wort zu kopieren.[4]) Stolberg, der Dilettant und ungeduldige, feurige Schwärmer, verzichtete auf dieses Streben, überall, wo ihm die Verschiedenheit der Sprache eine wortgetreue Übersetzung ohne Verrenkung der Sprache nicht möglich erscheinen ließ, begnügte er sich damit, in schöner, schlichter Form wenigstens eine ähnliche

[1]) Seite 42. — [2]) a. a. O. S. 170. — [3]) Schlegel a. a. O. S. 150.
[4]) Vgl. Cholevius a. a. O S. 90.

dichterische Wirkung zu erzielen. So ruft er z. B. bei *δακρυόεν γελάσασα*[1]) verzweifelt aus: O lieber Leser, lerne griechisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer.

Ein paar Beispiele sollen zeigen, wie Stolberg bescheiden darauf verzichtete, wortgetreu wiederzugeben. Wir wählen einige Formelverse:

Das homerische *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν* übersetzt er einfach mit: Da er also zweifelnd .... Voß übersetzt wörtlicher: „Als er solches erwog in des Herzens Geist und Empfindung", zieht sich aber den Tadel Schlegels zu, der mit Recht fragt, nach welcher Psychologie das Herz im bildlichen Sinne, wozu die folgende Empfindung nötige, einen Geist habe. „Dem Worte Empfindung für inneres Gefühl möchte schwerlich etwas in der ganzen homerischen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innere Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derselben, zu trennen? Doch dies ist noch nicht alles; denn nun soll nächst dem Geiste des Herzens auch in der Empfindung des Herzens etwas erwogen oder gar erkannt werden. Wie schlicht und einfach lautet dagegen das Griechische! Tautologischer Überfluß ist überhaupt im Tone der kindlichen Vorwelt; aber bei der Beschreibung dessen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an seinem Platze: Denn hier glaubte man sich nicht deutlich genug verständigen zu können. Wen es beleidigt, zu hören: In seinem Sinn und Gemüte, in der Brust und in dem Gemüte, in der Seel' und dem Gemüte usw., der ist noch nicht imstande, den Homer zu genießen."[2])

Ebenso die berühmte Stelle Ilias IV, 163:

Denn das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, . . .

Stolberg gibt die Stelle also:

Denn das weiß ich gewiß, in meinem Herzen, es kommet
Einst ein Tag, da wird die heilige Ilios sinken ....

Überhaupt führt das Streben nach Wortgetreuheit Voß zu Dunkelheiten, z. B. Ilias XVI, 507:

Myrmidonen hielten des Königs schnaubende Rosse,
Sehnsuchtsvoll zu entfliehen, da der Eigner Geschirr sie verlassen.

Man muß die letzte Stelle unwillkürlich zweimal lesen, um auf den Sinn zu kommen. Bei Stolberg liest man:

[1]) VI, 475. — [2]) a. a. O. S. 133.

Neben ihm hielten Myrmidonen die schnaubenden Rosse,
Welche der Flucht begehrten, von ihren Führern verlassen.

Ebenso Ilias IV, 306.[1])

Um einen objektiven Gesamtüberblick der Stolbergischen Übersetzungsmanier zu geben, möge hier der Abschied Hectors (VI. Buch) folgen.

Nun betrachtet der Vater mit schweigendem Lächeln das Knäblein;
Neben ihm stand sein Weib Andromache, Thränen vergießend,
Nahm des Helden Hand, und drückte sanft sie, und sagte:
Edler, dich wird tödten dein Muth, du aber erbarmest
Dich des Knäbleins nicht, und mein, der Elenden, auch nicht!
Wittwe werd' ich bald; dich tödten bald die Achaier!
Alle stürmen nur gegen dich, mir wäre das Beste,
Stirbst du, in die Erde nach dir zu sinken; ich kenne
Keinen Trost bei deinem Tode, kenne nur Schmerzen!
Siehe, keinen Vater hab' ich und keine Mutter,
Meinen Vater hat getödtet der edle Achilleus.
Als er die wohl bevölkerte Stadt mit thürmenden Thoren,
Thebe, zerstörte, tödtete er Aetion, aber
Scheute sich doch, dem todten Helden die Waffen zu rauben,
Und ließ seinen Körper in prächtiger Rüstung verbrennen,
Und erhub ihm ein Grab von Erde; die Nymphen der Berge
Pflanzten Ulmen umher, Kronion's liebliche Töchter.
Sieben Brüder hat' ich daheim in unserm Palaste;
Eines Tages sanken sie alle hinab zu den Schatten,
Alle würgte zugleich der schnelle edle Achilleus,
Bei den weißen Schaafen und bei den Heerden der Kühe.
Meine Mutter, die Fürstinn des waldigen Hypoplakes
Führte Achill mit sich bei seiner übrigen Beute;
Endlich befreit' er sie wieder, und nahm unendliches Lösgeld.
Diese tödtete Artemis im Hause des Vaters.
Hektor, nun bist du mein Vater und meine Mutter,
Und mein Bruder, du mein blühender Bettgenosse!
Aber erbarme dich nun, und bleibe hier auf dem Thurme,
Daß dies Knäblein nicht werd' eine Waise, dein Weib eine Wittwe.
Stelle das Heer bei dem Feigenbaume; denn dort ist die Mauer
Leicht zu ersteigen, dort haben die Tapfersten dreimal gestürmet,
Beide Aias und Idomeneus, der hochberühmte,
Atreus Söhne, mit Ihnen der starke Tydeide;
Ob nun solches ihnen ein weiser Seher geheißen,
Oder ihr eigen Herz aus freier Regung sie antreibt.

[1]) Vgl. auch Ilias II, 176, 291.

Ihr antwortete Hektor, der große, mit wehendem Helmbusch:
Weib, das alles ist meine Sorge; aber ich scheue
Sehr die Troer und Troerinnen im langen Gewande,
Wenn ich wie ein Feiger von fern das Treffen vermeide.
Auch gebeut mir solches mein Herz! Ich habe gelernet,
Immer tapfer zu kämpfen im Vordertreffen der Troer,
Meines Vaters Ruhm und den meinigen immer behauptend.
Zwar ich weiß es gewiß in meinem Herzen, es kommet
Einst ein Tag, da wird die heilige Ilios sinken,
Sinken Priam, mit ihm das Volk des Lanzenberühmten;
Aber es kümmert mich nicht so sehr das Schicksal der Troer,
Selbst nicht Hekabe's und des Königs Priamos Schicksal,
Und der Brüder, welche doch viel an der Zahl und tapfer
Fallen werden im Staub, von feindlichen Händen bezwungen,
Als du, Weib, wenn nun der erzbewehrten Achaier
Einer dich, du Weinende, führt, der Freiheit beraubet!
Daß du webest in Argos bei einer herrschenden Griechinn,
Oder der Hypereischen Quelle Wasser entschöpfest,
Wider Willen, gedrückt vom harten Joche des Schicksals.
Sagen wird dann einer, wenn er dich weinend erblicket:
Siehe Hektor's Weib! Er war der tapferste aller
Roßbezähmenden Troer, da wir um Ilion kämpften!
So wird einer sagen, und deine Schmerzen verdoppeln,
Wenn du dich sehnest nach mir, daß ich vom Joche dich freite!
O, dann müsse mich des Grabes Hügel bedecken,
Eh' ich deines Geschrei's vernehme, deiner Entführung!

Also Hektor, der Edle, und wollte das Knäblein umarmen;
Aber das Knäblein beugte zur schöngegürteten Amme
Busen sich, schreiend, erschrocken bei'm Anblick des liebenden Vaters;
Ihn erschreckte das Erz und der niederwallende Roßschweif,
Welcher fürchterlich wehte vom Gipfel des Helms herunter.

Hektor lächelt, der Edle, es lächelt die liebende Mutter;
Und er nimmt den strahlenden Helm vom Haupte herunter,
Setzet ihn nieder zur Erden, und küsset das Knäblein und wiegt es
In den Armen; nun flehet er Zeus und den übrigen Göttern:

Zeus! ihr andern unsterblichen Götter! lasset dies Knäblein
Werden, was ich bin, den edelsten unter den Troern,
Tapfer und stark! Er müsse mit Macht in Ilion herrschen;
Daß man sage: Dieser ist besser noch, denn sein Vater!
Wenn man kehren ihn sieht von der Schlacht, mit blutiger Beute
Eines Erschlagenen; deß müsse das Herz der Mutter sich freuen!

Sprach's und übergab den Händen der Inniggeliebten
Ihren Sohn; sie drückte ihn an ihren duftenden Busen,

Lächelnd mit weinenden Augen! Sie rührte die Seele des Mannes,
Und er streichelt' ihr kosend die Hand mit freundlichen Worten:
Liebes Weib, bekümmre dich nicht zu heftig im Herzen!
Gegen das Schicksal wird mich keiner hinab zu den Schatten
Senden; seinem Geschick ist wohl kein Mensch noch entronnen,
Nicht der Feige, eben so wenig der tapferste Streiter.
Aber gehe heim zu deiner Arbeit, zur Spindel
Und Gewebe, vertheile den Mägden ihre Geschäfte.
Laß den Männern die Sorge des Krieges, unter den Männern
Mir besonders am meisten vor allen Söhnen von Troia.

Hektor sprach es, der Edle, und nahm den Helm von der Erde
Mit dem wehenden Schweif; die theure Gattinn verließ ihn,
Wandte sich oft, und schaute nach ihm mit weinenden Augen.[1])

Auf jeder Seite der Stolbergischen Übersetzung lassen sich Proben dafür finden, daß er, wie Vernays etwas übertreibend sagt, „sich begnügt, mit raschem Blicke den Sinn des Originals von der Oberfläche weg zu ergreifen, ohne sich um ein tieferes Durchdringen des einzelnen zu bemühen.“[2])

Dagegen „besaß Voß den unleugbaren Vorzug vor seinen künstlerischen Mitbewerbern, daß er tiefer als irgend einer von ihnen auf dem Wege strenger Forschung in das sachliche und wörtliche Verständnis des griechischen Textes eingedrungen war.“[3])

Das zeigt sich besonders in der Wahl der treffenden Ausdrücke für die natürlichen Gegenstände sowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, des Krieges und der Küche, für allerlei menschliche Erfindungen. (Schlegel.)

Doch darf man nicht vergessen, daß dasselbe Lob in großen und ganzen auch schon Stolberg zukommt. Wenn man bedenkt, daß noch Bodmer die „göttliche Dame“ Kalypso mit „durchlauchtigste Frau“ anredet, der „Ausbund der Schönheit“, Priamus, dagegen ein „ältlicher Herr“ ist, während bei Stolberg sich von solch' fratzenhafter Karrikatur auch nicht der leiseste Schimmer findet, so kann man ermessen, wie leicht Voß auf dem von Stolberg geebneten Pfad wandeln konnte. Wir kommen bei der Betrachtung des Stils ausführlich mit Einzelbelegen darauf zurück.

[1]) Man muß dieselbe Stelle bei Stolbergs Vorgängern lesen, um zu ermessen, wie groß der Sprung des Gräflichen Poeten und wie klein derjenige seines Nachfolgers Voß war.

[2]) Einleitung S. 101. — [3]) Einleitung S. 100.

Wenn Bernays zwar zugibt, daß Stolberg der wirklichen homerischen Poesie, durch seinen jugendlichen Dichtergeist und lebhafte Empfindung geführt, allerdings näher gekommen, aber ihm ein fremdartiges Gewand aus Ossianischem Nebel und Klopstockischer Phraseologie gewoben, umgetan habe, das die heitere Klarheit des Originals durch eine nordische, ahnungsvolle Beleuchtung störe, und dafür zwei (!) Belege gibt, so ist das eine völlig rechtlose Behauptung. Mühelos lassen sich bei Voß ähnliche Stellen ausfindig machen, z. B. I S. 30: Palast für *οἶκος*, wo Stolberg ganz richtig „Haus" hat; ferner „Marmor" für „Stein", „Burg" für „Hof" usw., kurz, es finden sich auch bei Voß genug „Farbenaufträge, stilistische Eingriffe, dichotomische Paraphrasen, Verschiebungen, wie Unterdrückungen im einzelnen" . . . Schroeter hat Seite 235—250 durch zahlreiche bis ins einzelnste gehende Belege den erdrückenden Nachweis für die Vossische Odyssee[1]) geführt, daß seine vielgerühmte Treue eine löcherige ist. Ja in manchen Stücken, z. B. der Theomachie, erweise sich Stolberg sogar als der treuere. Man vergleiche:

Also rüsteten sich bei den krummen Schiffen die Krieger,
Sohn des Peleus, um dich, du unersättlicher Streiter!
Gegenüber die Troer auf abwärts hangendem Felde.

mit der Kyklopen-Episode bei Voß[2]):

Also steuerten wir, mit betrübter Seele von dannen,
Auf das Land der gesetzlosen ungeheuren Kyklopen,
Die, im Vertrauen auf die Gnade der Götter, nicht pflanzen noch ackern — —

Interessant ist hier, was uns Karl August Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" erzählt:

In einem alle Freitag sich versammelnden Abendzirkel für den Winter zwischen 1794 und 1795 wurde beschlossen, jedesmal einen Gesang der Ilias nach Voß vorzulesen und sich dann die dabei von selbst kommenden Bemerkungen mitzuteilen. Goethe ist Vorleser. Einige lesen im Original nach. Die anderen sitzen im Zirkel herum.

Den 31. Oktober 1794.

Die härtesten Stellen werden durch Goethes treffliche Deklamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde. Es ist unleugbar, daß Voß nur fürs Ohr und

[1]) Die ja anerkanntermaßen weit über seiner Ilias steht.
[2]) Od. IX, 105.

den lebendigen sukzessiven Eindruck, nicht fürs Auge und zergliedernden Überblick des Stils gearbeitet hat.

Fragen. I) Tat Voß recht daran, das anstößige *κυνῶπα* (Vers 159) und *βοῶπις* (551), jenes durch „Ehrvergessener", dieses durch „Hoheitblickende" zu mildern und das echt homerische *δεινομένην* (588) durch das sanftere: „wenn er dich straft" zu übersetzen?

Antwort: Keineswegs! In allen drei Fällen wird das stark Sinnliche durch abstraktere Vorstellungen entnervt. Auch ist das „hoheitblickende" nicht einmal im Sinne Homers, da es bloß die auch in den Kunstwerken charakteristischen großen Augen der Juno bezeichnet. Sollte Voß nicht bloß das „farrenäugige" seiner Vorgänger haben vermeiden wollen, und, weil er fühlte, er könne nichts Besseres geben, lieber eine unbefriedigende Abstraktion gesetzt haben?

Gerügt werden ferner 132 und 151. Goethe tadelt auch das mehreremals wiederkehrende „Traun".

Den 7. November.

Diesmal war Wieland bei der Vorlesung, der auch in seinem kleinen Berglerschen Homer, so gut es gehen wollte, nachlas. Dieser war äußerst streng gegen Voß und gab besonders darüber seinen Unwillen zu erkennen, daß er oft bloß die natürlichste Art der Übersetzung darum verworfen habe, um nicht einerlei mit seinem Vorgänger zu sagen. Besonders ärgerte er sich über das häufig vorkommende: „Jener sagte", z. B. Vers 84, da doch das „jener" in Relation mit „dieser" stehen müßte, im Homer aber das *ὣς ἔφατ'* dies gar nicht sagen wolle. Goethe las von nun an, um Wielands Ohr zu schonen, immer: „Also sprach er". Auch rügte Wieland das Willkürliche im Gebrauch oder Nichtgebrauch der homerischen Konjunktion. So habe z. B. Voß selten das *ἐπεὶ* gesetzt, wo es im Griechischen stehe. Ferner die Auflösung des Adjektivs als Beiwort in ein neues Substantiv, z. B. *ἄνθεσιν εἰαρίνοισιν* Vers 89, wo Voß übersetzt: „Blumen des Frühlings". Wieland behauptet nach einem sehr richtigen Gefühl, daß „lenzische Blumen" weit individueller und malerischer sei, als jene Zerstücklung in zwei Begriffe. Getadelt werden als Stellen, wo der griechische Ausdruck in der Übersetzung nicht erschöpft ist: 147, 266, 269, 399, 395, 117, 132; gelobt: 209, 210.

Den 14. November.

Vers 39 hat Voß für das schleppende „unglückseliger Paris!", wie Stolberg das *Δύσπαρι* übersetzt hat, geradezu nur einen andern Begriff gesetzt: „Weichling!" *Δύσπαρις* war unübersetzbar. Aber Weichling drückt doch auch gar nichts von dem aus, was in *Δύσπαρις* liegt. Es ist: Verhaßter, verderblicher Paris! — Gerügt: 54, 64, 75. Bei 130 wird Stolberg „Geliebte" für *νύμφα φίλη* statt Vossens „Trautes Kind" vorgezogen.

Vers 176: *τέτηκα*, „in Tränen verschwind ich", „zerschmelz ich", wie Stolberg hat, wäre weit besser.

„Allein Voß verwarf es nur darum, weil es Stolberg schon vor ihm gebraucht hatte."

Ferner werden getadelt: 180, 224, 220, 286, 362, 419.

Soviel von dem interessanten Bericht Böttigers[1]).

Noch viel günstiger aber wird das Bild für Stolberg, wenn wir die beiden Übersetzungen nicht nach der Dolmetschung aus dem Griechischen, sondern nach ihrem Wert als Übertragung in unsere Muttersprache vergleichen. Wer von beiden kommt in Farbe, Ton, Stil, Diktion an sich, der dichterischen Wirkung des Originals in unserer Muttersprache näher? Schließlich ist dieser Punkt der wichtigste, denn dies sind eben die Mittel, mit denen der Übersetzer bei seinen Lesern eine ähnliche dichterische Wirkung auslösen will. Hat hier Stolberg den Vorzug, so gebührt seiner Übertragung die Palme, wenn ihn auch Voß noch so weit an philologischer, metrischer und rhythmischer Korrektheit überträfe. Zahlreiche und harte Verstöße gegen den heiligen Geist der Muttersprache rauben auch der formvollendetsten Übersetzung ihren Wert. „Keine Notwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Gräzismen, unmöglich, so würde es besser sein, ganz Verzicht darauf zu tun[2])."

Schon Wieland hatte in seinen „Briefen" mit Bedauern hervorgehoben, daß „Voß in dem Bestreben, uns den alten Aoiden Ton für Ton hören zu lassen, in vorkommenden Kollisionsfällen seinem

[1]) a. a. O. Bd. I, S. 81—87.
[2]) Schlegel, a. a. O. S. 150.

Hauptzweck, wenn es nicht anders sein könnte, alles andere, nur nicht den Homer selbst aufopfere"[1]). Noch entschiedener spricht er sich in einem Dialog vom Jahre 1797 aus:

„Ich: Sie haben schon vorhin sich erklärt, daß Voß als Übersetzer nicht ihr Mann sei.

Er: und habe wenigstens den Trost, daß meine Meinung über diesen Punkt so ziemlich die öffentliche Meinung der ganzen Teutschen Nation ist.

Ich: Gestehen Sie mir, Freund, daß man sich nichts Seltsameres denken kann, als Vossens Schicksal als Übersetzer. Er ist selbst ein Dichter; er ist der Sprachen, aus welchen er übersetzt, beinahe ebenso mächtig, als derjenigen, in welche er übersetzt, niemand versteht die Schriftsteller, die er bearbeitet, besser und hat sie tiefer studiert, als er; niemand gibt sich mehr Mühe, als er, das ihm vorschwebende Ideal von Vollkommenheit zu erreichen: und mit allem dem ist seine Übersetzung von „1000 und eine Nacht" die einzige, wofür ihm das Publikum Dank weiß, und die es mit Vergnügen gelesen hat.

Er: Verzeihen Sie mir! Da tun Sie dem Publikum Unrecht. Es hat seine erste Übersetzung der Odyssee mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Gelehrte und Ungelehrte hatten Freude daran, und die letzteren wünschten sich nichts Besseres, als daß er uns nun auch die Ilias in eben diesem Stil geben möchte. Statt dessen hat er sein Ideal von dem, was die Übersetzung eines alten griechischen und römischen Dichters sein müsse, so hoch über alle Erwartungen und Wünsche der Liebhaber hinaufgespannt, daß seine demselben gemäß ausgearbeitete Ilias, außer ihm selbst (und vermutlich dem Grafen Leopold Stolberg, der den Plato nach ungefähr eben demselben Kanon übersetzt), schwerlich von irgend einem Teutschen anders, als mit einem bald vermischten, bald abwechselnden Gefühl von Beifall und Mißfallen, Vergnügen und Verdruß gelesen werden kann, welches, wie Sie mir gestehen werden, eine sehr unangenehme Art von Leserei ist. Das unendlich schwere Problem, das er sich selbst aufgab, den Homer Zeile für Zeile zu übersetzen, und, soviel immer möglich, uns auch den Gang und Schwung des homerischen Hexa-

[1]) a. a. O. Bd. III, S. 417.

meters und die ganze Musik der homerischen Perioden in seinen Versen und Perioden hören zu lassen . . .

Ich: Nun, Sie werden ihm dieses Bestreben doch nicht übel nehmen wollen?

Er: Keineswegs! Aber wenn er, um das alles zu erreichen, alle Augenblicke der Sprache Gewalt antut, sich Freiheiten über sie herausnimmt, die kein teutsches Ohr vertragen kann, kurz, wenn er den Homer in eine neue Art von Zwittersprache verkleidet, die weder teutsch noch griechisch, sondern eine Art von griechenzendem Deutsch ist, wodurch sein Homer ungenießbar und oft ganz unverträglich wird: so können wir ihm dafür, daß er uns Homers Hexameter auch im Teutschen zu hören gibt und mit seinem Original immer gleichen Schritt hält, ebensowenig verbunden sein, als wir es einem Dichter Dank wissen würden, wenn er sein Werk mit Sölozismen, Flickwörtern, harten Versen und falschen Reimen anfüllte und sich damit zu rechtfertigen vermeinte, es wäre ihm auf andere Weise nicht möglich gewesen, seinem Gedichte die wesentlichen Vollkommenheiten, die ihm zukämen, und die es nun wirklich hätte, zu geben. Wer würde eine solche Entschuldigung gelten lassen? Wenn ihr, würde man ihm sagen, die schönen Sachen, die ihr in eurem Kopfe habt, uns nicht in andern als in unlesbaren Versen vortragen könnt, so sagt sie uns lieber in reiner Prosa. Mich dünkt, wir könnten mit gleichem Rechte sagen: Warum in aller Welt sollen wir, um den Homer . . . teutsch zu lesen, uns mit einer Sprache und Schreibart quälen lassen, die einem teutschen Ohre noch zehnmal barbarischer klingt, als die wörtlichen lateinischen Übersetzungen dieser Dichter einem Ohr, das an die Sprache des Cicero und Vergil gewöhnt ist[1]."

Die Freiheiten nun, die Voß sich in seiner Ilias vom Jahre 1793 erlaubt hat, bestehen nach Schlegel entweder in neu abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern oder in Wortfügungen und unerhörten Wortstellungen.

Zunächst muß gegen Bürger und Wieland (III, S. 414) festgestellt werden, daß die Beiwörter (denn diese kommen hier namentlich in Betracht) wesentlich zum Charakter der homerischen Poesie gehören und „daß dem modernen Geschmack schlechterdings durch keine

[1]) a. a. O., S. 168—170.

Abweichung von der Wahrheit des Originals geschmeichelt werden darf, und daß die Leser, bei denen Homer durch eine solche Veränderung gewänne, wohl überhaupt unfähig sein möchten, ihn zu fühlen. Es liegt in der freundlichen Ansicht der Dinge, die uns in Homers Poesie erquickt, daß sie jedem Gegenstande, sei er noch so gering und unscheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weiß; und das Verweilen bei der sinnlichen Gegenwart bezeichnet, so wie die unermüdliche Stetigkeit der sanften Rhythmen, das ruhige einfache Fortschreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Essen und Trinken, seinen bequemen Raum findet[1])."

Daß die Beiwörter das homerische Kolorit ausmachen, hatte Voß richtig erkannt oder vielmehr von Stolberg gläubig übernommen. Ja es ist wahr, wenn es auch die Lobredner Vossens noch so schamhaft verschweigen oder gar verdrehen mögen: Stolberg hat hier mühsam die Bahn gebrochen, auf dessen geebneten Pfaden Voß nun gemächlich daherwandelte und, nachdem jener das Schwerste und Wichtigste getan, mit geringer Mühe sich seines Kranzes bemächtigte. Stolberg gebührt das Lob, das Herbst widerrechtlich Voß zollt, wenn er schreibt: „Ton und Färbung des Originals sind überhaupt im Ganzen wunderbar getroffen; neben der Buchenstabentreue die ideale Treue. Schon dadurch, daß er dem Ausdruck des Originals geradewegs zu Leibe geht, nicht umschreibend, nicht modernisierend, daß er immer genau zusieht, ob und inwieweit das Deutsche dem Griechischen nachringen kann, erreicht Voß ein ganz eigentümliches Kolorit, jenen stilvollen Ton, in welchem seitdem Homer für uns deutsch redet[2])."

Dagegen kann nicht laut und eindringlich genug betont werden, daß, um mit Schroeter zu reden, Stolberg den Prägstock graviert hatte, mit dem Voß so bequem weiter münzte. „Er allein hatte schließlich doch den Zauberschlüssel gefunden."

Schon bei Stolberg ist Apollo der ferntreffende (XVI, 251[3]), welcher der Leier melodische Töne entlockt, und wozu die Musen mit

[1]) a. a. O., S. 153.

[2]) Herbst II, S. 83.

[3]) Die Zitate sind alle nach Vossens „Ilias" 1793; die entsprechenden Verse in der Stolbergischen Übersetzung sind meist einige Zeilen vorher.

silbernen Stimmen singen, der Held mit dem silbernen Bogen (I, 37). Schon bei Stolberg thront Zeus' waltende Vorsicht (I, 175), der Wolkenversammler (I, 511), der wetterleuchtende und hochhindonnernde (XII, 68), auf dem schneebedeckten Olymp (I, 420), furchtbar im Wettergewölk, spricht Thetis, die silberfüßige (I, 538), zum kunstberühmten Hefäst (I, 571) die geflügelten Worte (II, 7[1]), ziehen hauptumlockte Achäer (II, 11) das Schwert mit silbernen Buckeln (II, 45) gegen die Rosse bezähmenden Troer (II, 269). Schon bei Stolberg ist Agamemnon der Hirte der Völker (II, 243), Ares der Mauerzertrümmerer (V, 31), der Männerermordende (VIII, 264), tritt Pallas Athene, die Stadtschirmerin (VI, 305), unsichtbar zum strahlenden Hektor (XII, 290); auch bei Stolberg waltet die emsige Schaffnerin (VI, 381) und drückt die schöngegürtete Amme (VI, 467) das Kind der Unheil stiftenden Helena (VI, 344) an den duftenden Busen (VI, 474). Auch bei Stolberg ist der strömende Xanthos (VI, 172) der quellentströmende (XIV, 157), schönhinwallende. Auch die Stolbergischen „speergewappneten Helden" werfen die weithinschattende Lanze (XI, 349) und langgespitzte Geschosse (VIII, 297), schießen die befiederten Pfeile (XX, 67) und verursachen bleiches Entsetzen (XIV, 506). Schon bei Stolberg fuhren die erzgepanzerten Achäer (V, 180) emsig rudernd (IX, 361) auf den hochherbrausenden Wogen (XI, 297) des unermeßlichen Meeres auf den geschnäbelten Schiffen (XVIII, 439), den hohlen (I, 89), schwärzlichen, meerdurchwallenden (XI, 277), schnellen (I, 480), durchflog das geflügelte Schiff den flüssigen Pfad der gleitenden Fluten (I, 476), schon bei Stolberg fuhren die Helden auf glanzumschienten Wagen mit den stampfenden Rossen (V, 329), den starkhufigen (V, 321) in die stürmende Feldschlacht vor Ilions hochgetürmten Mauern entgegen dem grausen Verderben (VI, 56), und stillten die Heroen die Begierde der Speise und des Tranks an herzerfreuendem Wein (VIII, 506).

Der herdenreiche Thyestes (XIV, 490), die schöngelockte Leto (I, 36), die rosenwangige Briseis (I, 144), die blauäugige Athene (I, 206), die rosenfingerige Eos (I, 477), die schneeweißarmige Here

[1]) „Auch das ist ja ein Erzeugnis Vossischer Prägung" behauptet Herbst unverfroren. Die „geflügelten Worte" kommen 46 mal in der Ilias vor, so daß der Verdacht, Herbst habe Stolbergs Übertragung gar nicht gelesen, nicht abzuweisen ist. Nach Schroeter (S. 252) kennt auch schon Breitinger die „geflügelten Worte".

(I, 55), Poseidon der Gestaderschüttrer (IX, 362), der schwarzlockige Herrscher des Meeres (XIII, 563), der „edle Laertiad', der erfindungsreiche Odysseus" (VIII, 93), die fernberufenen Helfer (XII, 109), die scharfzahnigen Hunde (X, 360), der speerberühmte Idommeneus (XIII, 467), der herdebegüterte Phorbas (XIV, 490), windabwehrende Mäntel (XVI, 224), milcherfüllte Eimer (XVI, 640), furchtverachtende Völker (XVII, 330), hirschverfolgende Jäger (XVIII, 319), der weitgesehene Berg (XIII, 179), Ereuthalion, der Keulenschwinger (VII, 138), kikonische Lanzenschwinger (II, 846) — sie alle finden sich schon bei Stolberg, er zuerst und er allein hat die versunkene Märchenwelt des jonischen Sängers aus dem finsteren Schacht der Sprachverrohung wieder emporgezogen an die leuchtende Sonne.

Darum haben die Worte Herbsts, daß Voß dem alternden Baum der unter Gottscheds und Adelungs Dressur erstarrten Muttersprache neue Reiser eingepfropft habe, die Wahrheit auf den Kopf gestellt[1]).

Vergleichen wir nun die Fälle, in denen Voß, wie Wieland sich ausdrückt, „die natürlichste Art der Übersetzung verworfen hat, um nicht einerlei mit seinem Vorgänger zu sagen". Sind es immer, ja auch nur zum größten Teil, tatsächlich sprachliche „Verbesserungen". Man vergleiche (in der Klammer stets die Vossische Abänderung):

I. Gesang:

εὐκνήμιδες: Wohl gepanzerte Griechen (hellumschiente, 17), *πολύφλοισβος*: Lautaufrauschendes Meer (weitaufrauschendes, 34), *ἠύκομος*: Schöngelockte Leto (lockige, 36), *ἀμφηρεφής*: Zierlicher Köcher (rings verschlossener, 45), *λευκώλενος*: Schneeweißarmige Here (lilienarmige, 55), *κοῖλαι νῆες*: hohle Schiffe (räumige, 89), *πόδας ὠκύς*: Achilleus der Held mit schnellen Füßen (mutige Renner, 84, 121), *ἀμύμων*: Der heilige Seher (untadelige, 92), *ἑλικῶπις*: Mädchen mit rollenden Augen (freudig blickende Mägdlein, 98), *καλλιπάρῃος*: Tochter mit rosigen Wangen (rosige Tochter, 143), *ἐριβῶλαξ*, *βοτιάνειρα*: Menschennährende, fruchtbare Phthia (schollige, 155), *ξανθὴ κόμη*: Goldene Locken (bräunliches Haar, 197), *θεὰ γλαυκῶπις*: Göttin

[1]) „Was soll man dazu sagen? Hatte denn Goethe die 30 Jahre umsonst gelebt? und Klopstock? und Wieland und Lessing? Wo hatte denn Stolberg seine Sprache her? und woher Bürgers Fragmente?" (Schroeter, S. 251.)

mit blauen Augen (blauäugige, 206), *δημοβόρος βασιλεύς*: Du verschlingst wie ein Abgrund die Güter des Volks (volkverschlingender König, 231), *ἀνδροφόνοιος*: Blutiger Hektor (männermordender Hektor, 242), *Ἀρύας ποιμὴν λαῶν*: Dryas, der Hirte der Völker (völkerweidender, 263), *πόλεμος κακός*: Wütender Krieg (verderbender Krieg, 284), *κατὰ μοῖραν*: Mit weisem Munde (wohl geziemende Worte, 286), *ἀντιβίοισιν ἐπέεσσιν*: Mit feindlichen Worten (mit widerstrebenden, 304), *ὀτρηρὸς θεράπων*: Emsige Diener (raschaufwartende, 321), *ἀμύμονοι Αἰθιοπῆες*: Fromme Äthiopen (unsträfliche 423), *πολυβενθέος λιμένος*: Des tiefen Hafens (des Ports tiefgründige Räume, 432), *ῥοδοδάκτυλος*: Mit rosigen Fingern (Rosenfinger, 477), *ἱστία λευκά*: Weiße Leinwand (schimmernde Segel, 480), *ὠκυπόροιοι νῆες*: Schnelle Schiffe (schnell wandelnde, 488), *ἀγορὴ κυδιάνειρα*: Rühmliche Heldenversammlung (männerehrender Rat, 490), *πολυδειράς*: Vielfach gespitzt (viel gezackt, 499), *βοῶπις*: Mit großen rollenden Augen (hoheitblickend, 551), *ἄσβεστος γέλως*: Langes Gelächter (unermeßliches Lachen, 599), *χρυσόθρονος*: Göttliche Here (golden thronende, 611).

II. Gesang:

ἱπποκορυστής: Rüstige Kämpfer im Wagengetümmel (gaulgerüstet, 1), *πόλις εὐρυάγυια*: Stadt mit weiten, prächtigen Straßen (weitdurchwanderte Stadt, 13), *λιγύφθογγος*: Hellertönende Stimme (hellaustönende, 50), *διάκτορος Ἀργειφόντης*: Rüstige Mörder des Argos (bestellende Argoserwürger, 103), *πλήξιππος*: Tummler der Rosse (Rossebändiger, 104), *πολύαρνις*: Herdereich (lämmerreich, 106), *Ἴλιον εὐτείχεον*: Ilions dampfende Mauer (festummauerte Troja, 113), *ἐγχέσπαλοι ἄνδρες*: Lanzenschwinger (lanzenschwingende Männer, 141), *αἰγίοχος Ζεύς*: Der Gott mit furchtbar flammendem Schilde (ägiserschütternde Zeus, 157), *ναῦς πολυκλήϊς*: Vielruderiges Schiff (vielgerudertes, 175), *πολύφλοισβος*: Wogendonnerndes (weitaufrauschend, 209), *πολίπορθος*: Städtezertrümmerer (Städteverwüster, 278), *σμερδαλέος*: Ein rot gesprenkelter Drache (purpurschuppig, 308), *ἵππότα Νέστωρ*: Nestor der Wagenführer (reisige Nestor, 336), *ἐναίσιμα σήματα*: Glückliche Zeichen (heilweissagende, 353), *ἵπποι ὠκύποδες*: Schnellgeflügelte Rosse (leichtgeschenkelte, 383), *κελαινεφής*: Furchtbar im Wettergewölk (schwarzwolkige, 412), *κύκνων δουλιχοδείρων*: Schwäne mit langgebogenen Hälsen (langhalsige, 460), *τερπικέραυνος*: Der Gott, der seines Donners sich freut (donnerfroh, 478), *βοὴν ἀγαθός*:

Streitbar (Rufer im Streit, 563), *ἄνδρες ἀγχιμαχηταί*: Streitbare Jugend (hart andringende Kämpfer, 604), *νῆες μιλτοπάρῃοι*: Rotbraune Schiffe (rotschnäbelige, 637), *ἐγχεσίμωρος*: Lanzenberühmt (speergewohnt, 840), *ναιεταῶσαι*: Wohl bevölkert (volkdurchwimmelt, 648), *ποδήνεμος ὠκέα*: Göttin mit schwebenden Füßen (windschnelleilende, 786), *κορυθαίολος Ἕκτωρ*: Hektor mit wehendem Helmbusch (helmumflatterte, 816).

III. Gesang:

χθὼν πουλυβότειρα: Allernährende Erde (nahrungssprossende, 195), *δολιχόσκιον ἔγχος*: Lange Lanze (weithinschattende, 346), *εἰροκόμος*: Wollehechelnde Mädchen (wollekrämpelnde, 386).

IV. Gesang:

φιλομμειδής: Die lächelnde (holdanlächelnde, 10), *ἀστερόεις*: Sternenbesäte Himmel (sternenumleuchtete, 44), *εὐρυάγυια*: Mit breiten Straßen (weitdurchwohnt, 52), *πολυδίψιος*: Die liebe Argos (wasserdürstige, 171), *ἰόμωρος*: Pfeilgeübt (pfeilkühn, 242), *Θρῄκες ἀκρόκομοι*: Helmbefiederte Thraker (mit hochsträubendem Haar, 533).

V. Gesang:

θοῦρος Ἄρης: Stürmender Ares (tobender, 35), *κέντορες ἵππων*: Führer der Wagen (Sporner der Rosse, 102), *ὀνειρόπολος*: Träumekundig (traumauslegend, 149), *χαμαὶ ἐρχόμενος*: Erdebewohnend (erdumwallend, 442), *ἀψῖσι λίνου*: Netz (Zuggarn, 487), *ξανθή*: Goldgelockte Demeter (gelbgelockt, 500), *ζαχρηεῖς ἄνεμοι*: Mächtig brausende Winde (vollandrängende, 525), *θυμολέων*: Löwenherzig (löwenbeherzt, 639), *κεντρηνεκεῖς ἵπποι*: Willige Rosse (leichtgespornte, 752).

VI. Gesang:

φύλοπις αἰνή: Tobende Feldschlacht (schreckliche, 1), *πολύκμητος σίδηρος*: Zierlich gegossene Eisen (schöngeschmiedete, 48), *ἄσπις ὀμφαλόεσσα*: Hochgewölbter Schild (genabelt, 118).

Milde Mutter (gernausteilende, 251): *ἠπιόδωρος μήτηρ*. Fluchtgebieter (Schreckengebieter, 278): *μήστωρ φόβοιο*. Im langen Gewande (saumnachschleppend, 442): *ἑλκεσίπεπλος*. Lauterwallend (lieblich wallend, 508): *εὐρεῖ ποταμῷ*.

VII. Gesang:

εὐσέλμος: Prächtiges Schiff (schöngebordet, 84), *κυδιάνειρα*: Ehrenkrönend (männerehrend, 113), *νῶροψ χαλκός*: Schimmerndes Erz (blinkendes, 206), *σῦς κάπρος, τοῦ σθένος οὐκ ἀλαπαδνόν*: Keiler

mit trotzender Stärke (ein Eber von nicht unkriegerischer Stärke, 257), *μυλοειδὴς πέτρος*: Wie ein Mühlstein (mühlsteinähnlich, 270), *νῶτος διηνεκής*: Unendlicher Rücken (weithinreichend, 321).

VIII. Gesang:

πολυδειράς: Vielfach gespitzt (viel gezackt, 3), *πολυπίδαξ*: Quellentströmt (quellig, 47), *ὀρθόκραιρος*: Gehörnt (hochgehörnt, 231).

IX. Gesang:

ἰχθυόεις: Fischreich (fischwimmelnd, 4), *καλός*: Wohlgeflochten (schöngeflochten, 217), *ποιήεις*: Mit Wiesen umgeben (grasig, 292), *πολύτλας*: Leidengeübter Odysseus (Dulder, 676).

X. Gesang:

καλὰ πέδιλα: Zierliche Sohlen (stattliche, 132), *Ἔγχει ἐπαίσσων*: Dräuend mit dem Speer (anstürmend, 348).

XI. Gesang:

ἐριαύχην: Hochgehalst (hochwiehernd, 159), *εὐγενής*: Aus edlem Geblüt (wohlentsprossend, 427), *κρόμυον, ποτῷ ὄψον*: Zwiebel zum Trunk (Trunk einladende Zwiebel, 630), *γναμπτός*: Biegsam (leicht gebogen, 669).

XII. Gesang:

βλεμεαίνων: Feuerrollende Augen (wutfunkelnder Blick, 42), *αἰχμητής*: Speergeübt (speergewohnt, 128), *ἄαπτος*: Unüberwindlich (unnahbar, 166), *παπαλόεις*: Steinig (höckerig, 168), *κυδιάνειρα*: Heldenehrend (männerehrend, 325), *ὀκριόεις*: Zackig (scharfzackig, 380).

XIII. Gesang:

παπαλόεις: Steinigt (rauhumstarrt, 33), *πολύιππος*: Rossereich (rossebegütert, 171), *λιγύς*: Hochherrauschend (lautbrausend, 334), *ὁμοίιος*: Gleich gefährlich (allverheerend, 358), *ἐπερχόμενος*: Kommend (anwandelnd, 472), *βριήπυος ὄβριμος Ἄρης*: Der schreiende, stürmende Ares (brüllende Wüterich, 521).

XIV. Gesang:

κεστός: Bunt (wunderköstlich, 214), *τηλεκλειτός*: Hochgepriesen (ferngepriesen, 321), *πάναιθος*: Strahlenblitzend (weithinstrahlend, 372).

XV. Gesang.

αἰγὶς θυσανόεσσα: Quastenbehangene Aegis (quastumbordete, 229), *ἐρυσάρματος*: Wagenziehend (wagenbeflügelnd, 354), *εὐστρεφής*: Wohlgedreht (schöngeflochten, 463), *ὠμοφάγοι λέοντες*: Tierzerfleischende Löwen (raubverschlingende, 592), *πολιὴ ἅλς*: Das graue Meer (bläuliche, 619), *ὄρνιθες πετεηνοί*: Befiederte Vögel (weitgeflügelte, 690).

XVI. Gesang:

ἀσπιδιώτης: Schildbewaffnet (schildgewappnet, 167), *τανύφλοιος*: Mit zäher Rinde (zähumwachsen, 765), *χειρὶ καταπρηνεῖ*: Mit gesenktem Arm (mit gebreiteter Hand, 790).

XVIII. Gesang:

μέλι καταλειβόμενον: Niederträufelnder Honig (sanft eingleitender, 109), *ἐρύγμηλος*: Stöhnend (dumpf aufbrummend, 580).

XIX. Gesang:

λιγὺς ἀγορητής: Mächtiger Redner (tönender, 82), *ἀργικέραυνος*: Schnellblitzender Zeus (Strahlschwinger, 121), *χειρὶ περιστρέψας*: Geschwungene Hand (umschwingende, 131), *αἰθρηγενής*: Himmelerheiternd (heiterfrierend, 358).

XX. Gesang:

πίσεα ποιήεντα: Geblümtes Gefilde (grünbekräutert, 9), *κυανοχαίτης*: Dunkelgelockt (finster gelockt, 144), *χαλκοπάρηος*: Mit ehernen Wangen (erzwangig, 397), *εὐκτίμενος*: Flache Tenne (rundgeebnete, 496).

XXI. Gesang:

βαθυδινήεις: Strudelnd (tiefhinstrudelnd, 15), *πρυλέες*: Fußvolk (fußwandelnd, 90), *ἁλιμυρήεις*: Rauschend (meerabrauschend, 190), *ῥιγοτόρος*: Durchbrecher der Schilde (Schilddurchbrecher, 392).

XXIII. Gesang:

ταλαεργός: Geduldig (arbeitduldend, 654), *ἀλεγεινός*: Schwer (mühsam strebend, 701).

XXIV. Gesang:

κωφὴ γαῖα: Tote Erde (unempfindlicher Staub, 54), *παπαλόεις*: Felsenzackig (rauhumstarrt, 78).

Es bedarf wohl kaum weiterer Beweise, um zu zeigen, daß das, was der junge Stolberg mitten in der Zeit des Sturmes und des Dranges in feuriger Begeisterung nachgedichtet hatte, 15 Jahre später der Rektor von Otterndorf im Lande Hadeln in einer verwässerten und manirierten Kopie aufs Neue bot!

Soviel von den Beiwörtern.

Aber auch durch Neubildungen hatte Voß, wenn wir seinem Biographen glauben dürfen, seine Vorgänger unendlich übertroffen. Allerdings, aber mit dem Unterschied, daß Stolbergs Neuschöpfungen

zum großen Teil sich in der homerischen Sprache erhalten haben, während die Vossischen Sprachverrenkungen dem verdienten Gespött anheim fielen und nur noch zu Travestien gebraucht werden.

Oder wer sagt: entstöbern (XII, 159), enttaumeln (XIII, 145), enttragen (XVIII, 148), entlösen (XVIII, 244), entwaschen (XXIII, 41), entschwingen (XXIII, 847); man könnte noch lange fortfahren: Entschallen, entfunkeln, enttragen, entzittern, entschöpfen, entrudern usw.

Nun vergleiche man sämtliche angeführten Stellen bei Stolberg, man wird auch nicht eine einzige finden, die den Vossischen Neubildungen gleicht, man wird vergeblich sich umsehen nach Wortbildungen wie Bescepteter König (II, 86), beträuter Achilles (I, 357), unalternde Athene (II, 246), ungehbarer Hügel (II, 812), geschildeter Tydeus (V, 126), gestufte Schiffe (XIV, 35), gehügelte Erde (XIV, 114).

Seine Muse hat ihn gnädig bewahrt vor Worten wie: Schnellwandelndes Schiff (I, 421), leibzerschneidendes Erz (IV, 511), wohleinfugende Flügel (VII, 339), lautaustönender Herold (VII, 384), braungemähnete Rosse (IX, 407), männerbewachte Grabmal (XI, 371), hochschollige Äcker (VI, 315), androhender Blick (II, 342), verödetes Meer (I, 316), dünnliche Wolle (II, 219), blauliche Wasser (XI, 829), der vorstrahlende Diomedes (V, 2), tröpfelndes Tränchen (XVI, 11), wohlanlangbarer Hafen (XXI, 23), tiefstrudelnder Herrscher (XXI, 528), purpurbraune Woge (XXI, 326), erzgeschlagene Wunden (XIX, 25).

Wer sagt: Mehreste (II,817), größeste (VI, 294), abwärtssitzen (I, 498), hinbeben (V, 80), abknirschen (V, 162), mir ist es anartend (V, 153), umeilte (VIII, 219), einbrechen (= vereiteln VIII, 408), einen wuchten (XII, 261), des Mahles sorgen (XXIV, 2), den Vater weinen (XXIV, 511), spähe dich (I, 561), enge dich (III, 371), endige das Werk (II, 138), rühre an das Schiff (II, 170), durchhuscht das Meer (II, 207), stürmt ihn hinein (V, 8), hütend der Schaf' (VI, 25).

Welcher Dichter oder Übersetzer gebraucht Wörter wie: Mit Fett umblühete Mastschweine (IX, 467), Lanzenkund (I, 290), Wagenkund (IV, 303), Reisgebund (XVIII, 211), Anfuhrt (I, 435), Befleckung (= Unrat I, 314), Entrüstung (= Abrüstung II, 378), Knöchelbedeckung (XI, 18), Männermordung (V, 650), Salzschaum (IV, 426), Schlachtblut (X, 298), Siegsruhm (VII, 292), Siegsraub (IX, 138), Siegstat (IX, 189), Siegslohn (IX, 367), Siegskleinod (IX, 127), Stierschild (VII, 238), Stierfleisch (XI, 776), Vorstrand

(XII, 284), Obstand (XXI, 357), Meerscheusal (XX, 147), Bergscheusal (XXI, 484), Ernter der Frucht (XVIII, 569), Sporner der Gaul' (X, 445), die Gevögel (XV, 238), die Borde (IX, 215), die Ausgäng' (VII, 102), das Gedüft (IX, 500), die Senn' (VII, 325), Schwebung (XII, 435), Rückverfolgung (XII, 71), Mädchenbeäugler (X, 385), gezucktes Erz (XIII, 288), Scharentrenner (XVI, 575), Beginner des Weh's (V, 63), Vatergefild (V, 213), Obergebieter (IX, 69), Rettungsdank (XVIII, 407), Krug der Freiheit (VI, 528), Andreumander (!) (V, 889).

Ich kann ohne Übertreibung behaupten, daß ich bei vielen der angeführten Stellen in die Stolbergische Ilias wie in einen Kommentar geblickt habe, so frei ist seine Übertragung von dieser Art „Neubildungen". Wahrlich, Schroeter hat Recht, wenn er S. 336 verzweifelt ausruft: „In seinem 1793er Homer gesellt sich Voß zu den berüchtigsten Maniristen seiner Zeit".

Davon weiß allerdings Vossens Lobredner Herbst nichts zu berichten, während Bernays doch wenigstens bedauert, daß der Künstler das von ihm selbst in der Odyssee aufgestellte Muster hernach verließ [1]).

Zwei Vossische Unarten müssen hier noch erwähnt werden, weil sie in zahllosen Beispielen sich durch das ganze Gedicht ziehen. So oft nämlich Voß es aus metrischen Gründen für notwendig hält, schiebt er in deutsche Adjektiva oder Verba vor der Endung ein „e" ein. Ganz läßt sich das ja nicht vermeiden und auch Stolberg ist nicht frei davon, aber Voß macht diesen Notbehelf beinahe zur Regel. Dehnungen wie: Ererbete, dunkele, größeste, gehöhlete, ruhete, verstricket, gelobet, heißet, entbehrete usw. usw. finden sich zu Dutzenden in jedem Gesange, ja auf jeder Seite. Vgl. z. B. Gesang II: 27, 46, 70, 80, 82, 88, 98, 111, 112, 114, 128, 147, 183, 186, 240, 286, 296, 320, 330, 341, 349 usw.

Die zweite Unart, die wir bei Stolberg fast nie antreffen, ist der dem griechischen nachgeahmte Gebrauch des absoluten Genitivs statt des deutschen „mit", z. B. Helena langes Gewandes, Rosse gehobenes Hufes, er sprengt dunkles Weines, eilendes Schwunges usw., „eine Redeform, in welche Herr Voß sich sonderbar verliebt zu haben scheint, da sie in seinem Homer so oft vorkommt, wiewohl sie weder teutsch, noch griechisch, noch lateinisch klingt" [2]).

---

[1]) Einleitung S. 117. — [2]) Wieland III, 1795 S. 413.

Kleinere Mängel wie der allzu häufige Gebrauch des Participiums praesentis activi, das unzählige „jener", wo nur ein Subjekt vorausgeht oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere Subjekt, seien hier nur gestreift. „Gesetzt auch, es ließe sich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran ich zweifle, was wird dadurch gewonnen? Heißt es nicht die Sprache geradezu auf den Kopf stellen? nicht ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit dem ebenfalls häufigen „solcher, solche, solches", das wirklich ehedem als demonstratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Voß es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelübersetzung öfters so vorkommt. Freilich ist es veraltet, und sollte daher nicht anders, als mit einem besonderen Nachdrucke, in einem feierlichen Tone der Rede gesetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleien und nimmt sich nicht besser aus, als das abgedankte „sothanes"[1]).

„Was aber das schlimmste Unheil in der ganzen Übersetzung von einem Ende bis zum andern stiftet, sind unstreitig Vossens Grundsätze über die deutsche Wortstellung. Grundsätze nennen wir es und nicht einzelne Versehen oder in besonderen Fällen genommene Freiheiten, weil sie mit Folge und Gleichförmigkeit durch sein Werk hingehen, sodaß man sagen kann: es ist Methode in seiner Undeutschheit. Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nahe wie möglich (dies wäre sehr zu loben), sondern so nahe, wie es in unserer Sprache unmöglich ist[2])."

Hören wir, wie Wieland in seinem Dialog dieses Vossische Unwesen zu begründen sucht:

„Ich: Sie reden von der Sache, als ob Ihre Meinung wäre, Voß könnte nicht anders übersetzen. Aber daß er es anders und nach unserem Urteil besser kann, hat er ja zum Überfluß durch seine erste Odyssee bewiesen. Alles Wehklagen, Tadeln, und Kritisieren kann also hier zu nichts helfen; denn, kurz und gut, wenn Herr Voß den Homer . . . in einer Manier übersetzt, die einem großen Teil seiner Leser widerlich und unleidlich ist, so geschieht es lediglich darum, weil er so und nicht anders will.

Er: Das nenne ich, mit seiner Erlaubnis eine wunderliche Grille, für die ihm sein Verleger wenigstens schlechten Dank wissen

[1]) Schlegel a. a. O. S. 162. — [2]) Schlegel a. a. O. S. 162.

wird. Es kommt nicht viel klüger heraus, als wenn eine schöne Person sich alle mögliche Mühe gäbe, durch Verzerrung ihrer Gesichtszüge, linkische Bewegungen und alberne Unmanieren zu verhindern, daß sie nicht gefallen möchte. Wer wird denn absichtlich ein Buch schreiben, das niemand lesen mag?

Ich: Herr Voß sieht die Sache in einem ganz anderen Lichte. Er übersetzt so und nicht anders, weil er innigst überzeugt ist, daß sei die beste Art, zu übersetzen, und nur auf diese Weise gäbe er uns den wirklichen Homer zu genießen. Von diesem Glauben, für den er sich selbst sehr feine und scheinbare Gründe zu geben weiß, wird er sich schwerlich durch irgend etwas, was Sie oder ich ihm dagegen einwenden können, abbringen lassen; und ich bin versichert, daß er fähig wäre, ihn, wenn die Guillotine darauf stünde, mit seinem Blute zu besiegeln. Daß diese Manier, die Alten zu übersetzen, dem größten Teil seiner Leser mißfallen würde, wußte er recht gut vorher: aber er kehrte sich nicht daran. Non, si male nunc, et olim sic erit. Die Zeit (dies glaubt er, oder ist dessen vielmehr ganz gewiß) die Zeit wird kommen, da jeder Mann mit ihm über das, was er zu einer echten Übersetzung der griechischen und römischen Dichter fordert, einverstanden sein und seinen Homer, seinen Theokrit mit eben dem Geschmack wie die Originale, die er uns mit dem wenigsten Diskonto umgewechselt zu haben glaubt, also mit dem größten Vergnügen lesen wird. Seine Phantasie ist so gefällig, ihm diese bessere Zukunft schon jetzt als gegenwärtig darzustellen und in diesem prophetischen Vorgefühl[1]) findet er die reichste Vergütung für den Tadel, Spott und Unwillen, womit ein Teil seiner Zeitgenossen ihm seine mühevollen Arbeiten lohnt; eine Vergütung, deren er nicht einmal bedarf, da die Tugend ihr eigener Lohn ist und das Bewußtsein, seine Übersetzerpflichten aufs sorgfältigste und getreueste erfüllt zu haben, sein Herz mit einer Zufriedenheit erfüllt, die ihn gegen allen Tadel um so gleichgültiger machen muß, da dieser ihn nicht einmal treffen kann. Denn er will ihn ja verdienen und ist stolz darauf, ihn verdient zu haben.

[1]) Vgl. Vossens Vision in seiner „Widmung":

. . . . „Der Welt nicht, aber der Nachwelt Dank sei dir
Lohn und über den Sternen
Unter Palmen ein Sitz zur Seite Deines Homeros."

und den bitterbösen Spott Lichtenbergs hierüber im „Göttinger Magazin" 1781.

Er: Immer seltsamer! Wie, per omnes Deos Deasque! Kann sich denn Herr Voß schmeicheln, es werde eine Zeit kommen, wo man in Teutschland die Sprache, worin er seine homerischen Helden reden läßt, teutsch finden werde?

„Wie mag ein einzelner Mann sich zutrauen, daß er schon eine so viele Jahrhunderte bestehende Sprache, wie die unsrige, allein nach seinem Dünkel umzuschaffen vermögend sein könne?“[1])

Zur Illustration dieser Behauptungen genügt es, einige Beispiele einander gegenüber zu stellen, um zu zeigen, mit welcher Anmaßung und welchem Dünkel Voß unsere schöne Muttersprache glaubte schulmeistern zu dürfen,[2]) und mit welch schlichter Bescheidenheit der Graf lieber auf die getreue Wiedergabe verzichtete, als daß er die Sprache vergewaltigte.

Voß.

Il. I, 8: Wer hat jene der Götter empört zum feindlichen Hader?
I, 119: Daß ich allein nicht . . . .
Ungeehrt der Danaer sei; nie wäre das schicklich!
I, 122: Atreus Sohn, ruhmvoller, du Habbegierlichster aller.
I, 156: . . . . in den viel Raumes uns sondert.
I, 180: . . . daß du in Ruhe
Myrmidonen gebieteſt! denn du bist nichts mehr geachtet.
I, 251: . . . . die vordem ihm zugleich aufwuchsen und lebten.
I, 271: Und ich kämpfte das meinige mit. Doch jene vermöchte
Keiner, so viel nun leben des Menschengeschlechts, zu bekämpfen.
I, 294: Wenn ich in allem mich dir demütigte . . .
I, 309: Wählete zwanzig hinein der Ruderer;
I, 312: Alle nun eingestiegen, durchsteuerten flüssige Pfade.
I, 374: und er flehete laut den Achaiern.
I, 404: . . . denn er raget auch selbst vor dem Vater an Stärke.
I, 412: . . . da den besten der Danaer nichts er geehret!
I, 413: Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergießend.
I, 540: Wer hat, schlauer, mit dir der Unsterblichen wieder geratschlagt?
I, 547: keiner soll jenes
Früher erkennen denn du, der Unsterblichen oder der Menschen.
I, 592: Ganz den Tag hin flog ich . . .

[1]) Merkur 1797 S. 170—173.

[2]) „Voß erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und gerade so herauskommen, als ob man im französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: j'ai à la campagne été, für j'ai été à la campagne.“ (Schlegel 166.)

Il. II, 70: Dieses geredet flog er hinweg und verschwand.
II, 72: Aber wohlan ob vielleicht zu rüsten gelingt die Achaier
II, 120: Daß so umsonst ein solches, so großes Volk der Achaier
Niemals frommenden Streit rastlos fortschreitet und kämpfet.
Il. V, 148: Diese verließ, und zu Abas enteilet' er.
Il. VI, 123: Wer doch bist du edler der sterblichen Erdbewohner?
Il. VII, 8: Jeder entrafft': er nun den Menesthios.
VII, 63: So wie unter dem West hinschauert ins Meer ein Gekräusel.
Il. VIII, 190: . . . der doch ihr blühender Gatte sich rühmet!
Il. XX, 318: Gleich ist des Bleibenden Loos, und sein, der mit Eifer gestritten
Il. X, 15: Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft er sich Haare.
Il. XV, 343: Während sich jen' entblößten der Rüstungen; jetzt die Achaier
Schnell auf Graben und Pfähle daher gestürzt in Verwirrung,
Bebten sie dorthin und dort, und tauchten aus Zwang in die Mauer.
Il. XVI, 212: Fest wie die Wand sich füget ein Mann aus gedrängeten Steinen.
XVI, 234: Herrscher im frostigen Hain Dodonas, wo dir die Seller
Dienst gelobt, ungewaschen die Füß', auf Erde gelagert!
Il. XVIII, 28: Mägde zugleich, die Achilleus erbeutet, und Patroklus
Laut mit bekümmerter Seel' aufschrien sie.
XVIII, 444: Die zum Ehrengeschenk ihm die Danaer wählten, die Jungfrau.
Il. XX, 359: Solchen Schlund des Gewürgs mit Kriegsarbeit zu umwandeln!
Il. XXI, 490: Schlug damit dann lächelnd das Angesicht um die Ohren
Ihr, die zurück sich gewandt.
Il. XXIII, 700: Peleus' Sohn nun setzt noch andere Preise des Kampfes.
Il. XXIV, 212: Dort bei dem schrecklichen Mann, dem ich gern aus dem Busen die Leber
Roh verschläng' einbeißend!

Stolberg.

Il. I, 8: Welcher der Helden erregte die beiden Götter zum Zanke?
I, 118: Aber bereitet ein anderes Geschenk mir.
I, 122: Atreus' Sohn, ehrsüchtig und habbegierig vor allen.
I, 155: indem viel schattige Berge
Und das rauschende Meer von ihnen mein Vaterland trennen.
I, 177: Über die Myrmidonen zu herrschen; das wird mich nicht kümmern.
I, 246: Welche zu seiner Zeit geboren wurden und lebten.
I, 266: Und ich kämpfte, so gut ichs vermochte; keiner der Menschen
Welche die Erd' jetzt trägt, vermöcht es, mit ihnen zu kämpfen.
I, 289: Gäb ich allen dir nach . . .
I, 304: Wählte zwanzig Ruderer:
I, 312: (Fehlt bei Stolberg.)
I, 366: . . . und flehend bat er die Griechen.
I, 396: er ist noch stärker als selber sein Vater.

Il. I, 404: Daß er zu seinem Verderben den tapfersten Griechen nicht ehrte.
So Achilleus; Tränen vergießend erwiderte Thetis.
I, 531: Welchen Ratschluß hast du, mit welchem der Götter gefasset?
I, 538: Was du erfahren darfst, das soll nicht einer der Götter
Früher wissen als du.
I, 583: . . . ich fiel, bis spät am Abend die Sonne sank.
Il. II, 70: Also sprachs und entflog.
II, 72: Auf denn, ob wir die Söhne der Griechen zu waffnen vermögen!
II, 117: Unsere Enkel werden erröten, wenn sie es hören,
Daß ein solches Volk der Achair, so zahlreich an Menge,
Hat so lange vergebens mit wenigen Männern gekrieget.
Il. V, 145: Beide verließ er, ging zu Abas und Polyeidos.
Il. VI, 120: Rede, wer bist du, tapferster aller sterblichen Menschen.
Il. VII, 8: Paris tötete den Sohn des Königs Areitaoos.
VII, 64: Wie wenn Windesschauer auf Schauer sich über die Wogen
Wälzen, immer schwärzer erhebt das brausende Meer sich.
Il. VIII, 190: Ehe sie Speise mir gab, der ich ihr blühender Mann bin.
Il. IX, 307: Gleich ist das Schicksal, und gleich die Ehre des Feigen und Tapfern.
Il. X, 15: Riß er mit der Wurzel aus seinem Haupte die Haare.
Il. XV, 343: Unterdeß die troischen Krieger raubten die Waffen,
Stürzten, zwischen den Pfählen, hinein in den Graben die Griechen.
Hier und dorthin fliehend, sich bergend hinter der Mauer.
Il. XVI, 213: Wie ein Mann mit dichtzusammengefügten Steinen
Baut ein hohes Haus.
XVI, 234: Der du des kalten Dodona walltest, wo dich die Seller
Deine Seher, umwohnen mit ungewaschenen Füßen.
Il. XVIII, 28: Mägde, welche er und Patroklos hatten erbeutet,
Heulten laut mit traurigen Herzen.
XVIII, 445: Ihm erkiesten jüngst die Achaier ein Mägdlein zur Gabe.
Il. XX, 345: Selbst der unsterbliche Kriegsgott und Pallas Athene vermöchten
Nicht allein mit solchem unendlichen Heere zu fechten.
Il. XXI, 487: Gab mit den eigenen Pfeilen auf beide Wangen ihre Streiche.
Il. XXIII, 691: Aber den Danaern zeigete nun der Peleione
Neue belohnende Preise.
Il. XXIV, 212: o könnt ich hangen mit Zähnen
An der Leber des Wüterichs!

Zu wessen Gunsten der Vergleich ausfällt, ist klar ersichtlich. Wenn wir solche Verse, wie die oben citierten von Voß lesen, dann glauben wir es A. W. Schlegel (der selbst nur sieben Beispiele anführt) gerne, daß er „nur ungern bei einem so unangenehmen Geschäfte verweile, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgesetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen

und nach einem fremden Muster ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen könnte, den in seinen Originalwerken oft der Genius unserer Sprache selbst zu beseelen und mit harmonischer Fülle auszustatten scheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von diesem Umfange, von dieser Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntnissen aufs beste gerüstet war, und wovon man nach der älteren Odyssee die schönsten Hoffnungen hegen durfte, durch den nachteiligen Einfluß einiger irrigen Grundsätze *mißraten* ist? daß eine Übersetzung dieser unschätzbaren Denkmale des Altertums, die so nahe daran war, selbst die höchsten Forderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit, so viel einzelnes Vortreffliches enthält, nicht durch Vernachlässigung, sondern durch verschwendeten Fleiß, durch überspanntes Bestreben nach buchstäblicher Treue, im ganzen undeutsch und dem Leser einen reinen Genuß zu verschaffen unvermögend geworden ist?“[1])

Ein nicht weniger berühmter Kritiker der klassischen Periode, Wieland, war über diese Vossische Manier ebenso erbittert. Böttiger erzählt uns hierüber: „Wieland liest (bei Goethe) eine Stelle aus einer der ersten Fabeln der Metamorphosen nach der Vossischen Übersetzung, die ihm ihr Bewunderer Falk dazu geliehen hat. Er findet auch hier alle Unarten und Härten des Vossischen Hexameters und gerät darüber in seiner Art in einen gewaltigen Eifer. *Es sei abscheulich, daß ein solcher eigensinniger, bockbeiniger, mit Hamburger Rindfleisch gestopfter Querkopf durchaus der deutschen Sprache seine Gesetze aufdringen wolle, die nie Gesetze werden könnten . . . .* Er (Wieland) habe doch auch Hexameter gemacht, und sein Cyrus gefalle ihm jetzt noch. Aber solche Unbilde habe und werde er sich nie zu Schulden kommen lassen. Voß hat die ganze Ilias ebenso wie die erste Odyssee im Manuskripte liegen.“[2]) Hätte Wieland einen Blick in die Stolbergische Übertragung geworfen, so würde er auch dort manches zu tadeln gefunden haben, aber von der ganz unleidlichen Manier Vossens nicht eine Spur.

An Verspottung hat es der Vossischen Ilias nicht gefehlt. Anno 1798 erschien von einem Anonymus[3]): „Der Scholiast zum teutschen Homer. Oder: Journal für die Kritik und Erklärung des

[1]) a. a. O. S. 169 f. — [2]) a. a. O. S. 238.
[3]) Nach *Goedeke* (IV, 409) P. E. Thieriot.

Vossischen Homers. (Mit dem Motto: invenies etiam disjecti membra poetae.) Des ersten und letzten Bandes erstes und letztes Stück im sechsten Jahr der Vossischen Sprachumwälzung." 125 Seiten stark.

Dort ist mit solch peinlicher Sorgfalt alles und jedes angemerkt und verspottet, was Voß gegen Treue, Poesie und Geist der deutschen Sprache gesündigt hat, daß ich glaube, einen kurzen Auszug wenigstens des ersten Stücks hier geben zu müssen, zumal das Werk selten geworden zu sein scheint und auch von Schroeter nicht erwähnt wird.

Im ersten Stück gibt der Verfasser eine „Probe eines mißlungenen Versuchs erklärender Anmerkungen zum Vossischen Homer, welche den ersten Gesang der Vossischen Ilias und die ersten 493 Verse des folgenden begreift." (S. 1—31.)

In der Einleitung (mit dem Motto: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn") wünscht der Verfasser Voß „alles, nur kein teutsches Publikum; was ihm aber gar nicht fehlen kann: einen Ehrenplatz in der Geschichte der Sprachbereicherung, oder im siebten Hauptstück einer neuen Auflage von Flögels „Geschichte der Burlesken".

Zum Inhalt des ersten Gesanges bemerkt er: Diese, oder mit Herrn Voß zu reden, jene Inhaltsanzeige steht gleich den übrigen nicht im Griechischen Homer und ist keine Übersetzung, sondern Original teutsch. Das hindert aber nicht, daß die meisten dieser Anzeigen mit demselben Recht verteutscht heißen können, wie die drauf folgenden Verse; ja man darf behaupten, Homer könne sie eben so leicht gemacht haben, als diese. Das Merkwürdigste aus dieser ist leicht zu merken: Die Sendung der Pest und die Entsendung der Chryseis.

Beim ersten Vers meint er, es sei nicht klar, wer die Göttin des Peleiden Achilleus sein solle. Vom zweiten Verse dürfte es schon jetzt Leser geben, die ihn nicht verstehen.[1]) Zu bemerken ist für Leser, die kein Griechisch verstehen, wie genau „ihn der entbrannt", die Silbengleichheit abgerechnet, dem griechischen *οὐλομένην* entspreche. Von diesem entbrannten Zorn heißt es nunmehr, er habe die Heldensöhne den Hunden zum Raub dargestellt usw. Der Götter aber („wer hat jene der Götter") habe Apollon den Agamemnon und Achilleus empört zu feindlichem Hader. Denn der sandte Seuche durchs Heer, drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester, Atreus

[1]) Man beachte, daß fast nicht eine einzige der zahlreichen satyrischen Bemerkungen auf die Stolbergische Übertragung zutrifft.

Sohn. Denn er kam (Apoll oder Atreus Sohn? der Context aber lehrt, daß von Chryses gesprochen werde) zu den rüstigen Schiffen Achaias (Achaias ist ein Bacchius; *Ἀχαιῶν* ist ein Bacchius; folglich ist Achaias soviel als *Ἀχαιῶν* — man finde einen solchen Grund zureichend oder nicht: genug daß es keinen andern geben konnte, um im Homer *νῆας Ἀχαιῶν* in Schiffe Achaias zu übersetzen?[1]) Er kam also, tragend den Lorbeerschmuck des treffenden Phöbos Apollon, und flehete laut den Achaiern (so wie man sagt: laut dem Bericht). Diese gebieten beifallend, ehrend den Priester scheuen; (scheuend ihn zu ehren leidet der Vers nicht) aber nicht Agamemnon gefiel es. Dieser befahl ihm drohende Worte (bei Homer befiehlt er ihm bloß zu gehen und der Greis geht schweigend. So ungehorsam sind auch die Herolde, denen drohende Worte befohlen werden 326.) Doch ist Vossens Agamemnon gnädiger als der homerische, da er jene, die Tochter des Chryses, nicht eher zu lösen verspricht, als das Alter ihr nahet, also doch ein wenig früher als bei Homer, wo das Alter wirklich gekommen sein soll. Auch mag sie sich im Palaste bei Herrn Voß leicht besser befinden, als im Hause des homerischen Agamemnon. Vers 33: jener — d. h. dieser — sprachs; doch Chryses erschrak und gehorchte der Rede. Das „doch" ist doch ein eigener Kunstgriff des Herrn Verfassers; es erregt unsere Erwartung auf etwas Neues und löst sie durch etwas ganz natürlich folgendes. Nach Kant müßte dies eine dem Komischen analoge Wirkung hervorbringen; und es scheinen den letzteren diejenigen einigermaßen zu bestätigen, welche darüber gelacht haben.[2])

Als nun die Danaer am zehnten Tage die Versammlung vollgedrängt hatten, Vers 57, trat hervor der mutige Renner — kein Pferd, sondern — Achilleus. Sodann sagts Kalchas an (72), wenngleich leicht ein Mann, mächtiges Ansehens erzürnen möchte: es werde nicht besser, bis man dem Vater das Mädchen heim gen Chrysa entführet.[3]) Gewiß die erlaubteste Art der Entführung, an die wohl noch kein Gesetzgeber gedacht hat. „Homer bleibt doch immer ein Originalgenie".

Also redete jener und setzte sich. Wieder erhub sich Atreus Heldensohn (zugleich Held und Atreus Sohn. Man kennt die gedrängte,

[1]) Stolberg hat: Schiffe der Griechen.
[2]) Stolberg: „Also sprach er; Chryses erschrak."
[3]) Stolberg: „Wieder sendet gen Chrysa."

nervöse Kürze im Homer[1]), den Augen entfunkelte strahlendes Feuer. Dennoch gibt er jene willig zurück, ist solches ja besser. Nur ein Ehrengeschenk verlangt er, daß er allein nicht ungeehrt der Danaer sei. Achill widerspricht ihm. Nirgends sagt er, wissen wir doch des Gemeinsamen vieles verwahret. Ich habe eine Hypothese: Sollte etwa auch dieser Zank, wie der babylonische, daher gekommen sein, daß keiner den andern verstand. Unverständlich genug sprechen die beiden Helden ihre Sprache." . . .

Wir wollen hier abbrechen, so verlockend es auch wäre, die witzigen Bemerkungen über Achilles, der sich seines Ortes entwendet und dem Agamemnon vorwirft, daß den besten der Danaer nichts er geehret, über die Achaier, die sich entsündigten, werfend ins Meer die Befleckung am Strand des verödeten Meeres, wiederzugeben. Auch auf das geistreiche Mosaik aus hunderten von mißlungenen Vossischen Versen aus allen Gesängen im zweiten Kapitel: „Proben von einem poetischen Lumpenrock zuerst dem Homer angezogen von J. H. Voß" (S. 31—114) kann ich nur hinweisen.

Nur einige seiner köstlichen Travestien zusammengesetzt aus Vossischen „Neubildungen" mögen hier noch ihren Platz finden:

Donnergepolter umher aufrasselte Feuer Orkans Wut
Lauter Donnergewölk rechtshin hertobende Windsbraut
Eisernes dumpfes Geprassel, des Äthers Wüste durchdringend
Durch Fisch wimmelnde Pfad verstürmt ein Meerschiff im Salzmeer
Ringsum den Mond durchstürmte der Süd, die Gefilde durchtummelnd
Nachtgrauen ringsumher, auf gott-gebaueten Türmen
Grauenbestäubt, beszeptert, unnahbar, borstenumstarrt rings
Kriegesgrausen, gedrängt, hertummelte, wagenbeflügelnd
Ringsumprallt enttaumelnd, entrafft in der Laue des Kampfes
Solchen Schlund des Gewürgs mit Kriegsarbeit zu umwandeln.

Ein anderer Satiriker verspottet im April-Maiheft der Kleistschen Zeitschrift „Phoebus" vom Jahr 1808 S. 21—24 unter dem Titel: „Der Alte und sein Übersetzer" die Vossische Manier mit folgenden Versen[2]): Der Alte (Homer) zum Übersetzer (Voß):

„Geglättet, gefeilt mit viel Verstand,
Die Verse richtig nachgezählt,

[1]) Stolberg: „Atreus Sohn, der weitbeherrschende Held."

[2]) Der Verfasser ist wahrscheinlich Dr. Wetzel. Vgl. den Aufsatz von Erich Schmidt im „Archiv für Literaturgeschichte". Jahrgang 1884 S. 85 ff.

Für jedes Wort der Platz gewählt,
Ein Werk vom deutschen Fleiß und Schweiß
Doch, daß ichs bin, macht mir nicht weiß,
Mein Haar hing schlicht mir um den Kopf,
Du drehtest mir 'nen steifen Zopf.
Nicht schön und hoch genug war ich dir,
Du gabest Schminк' und Stelzen mir,
Übersetztest jeden Alltagswind
In Donner und Feuer-Orkan geschwind,
Das poltert und rollt und blitzt und kracht,
In centnerschwerer Gallapracht,
Die einfach göttliche Gestalt
Mit Rauschgold und Katzensilber bemalt,
Des Wortes freie Götterwelt
Mit dem Stock in Reih und Glied gestellt,
Ja Kindlein gar und Jungfrauen zart
Reden nach Professoren Art —
Und o wo ist dein schöner Leib,
O Sprache, göttergleiches Weib!
Der Seele seelengleiche Hülle?
Der Glieder blühend süße Fülle,
Dein Mund so tonreich und so rund?
Die Brüste voll und kerngesund?
Daran mit ewigem Ergötzen
Sich Herz und Auge mochte letzten —
Wo deiner Füße goldener Reigen,
Dem Well und Wind gehorsam schweigen?
Ach auf der metrischen Tortur
Krümmt sich die herrliche Natur,
Seh ich den hohen Leib verrenken,
An allen Gliedern und Gelenken!
Das alte Kleid paßt ihr wohl an
Doch ists und bleibts ein hölzern Mann.
Was dort lebendig frei sich regt
Sich künstlich hier am Draht bewegt,
Klingt nicht in Ohr und Herz hinein,
Bleibt leider in Fingern und Füßen allein.

Ebenso verspottet Tieck und Varnhagen von Enses Roman: „Die Versuche und Hindernisse Karls, erster Teil 1808" die Vossische Verskunst mit mancherlei ergötzlicher Satire.[1])

[1]) Namentlich S. 194, wo Herr „Foks" den abwesenden Striezelmeier mit folgenden Hexametern Vossischen Stils einladet:

Striezelmeier, im Wald hinrieselet flüchtige Quellflut
Im Fortlaufe genannt von dem Bauernvolke der Sumpfbach,

Und in einem der köstlichsten Märchen Brentanos[1]) wird Müller Voß, Sohn des Müllers Kampe und des Erdfräuleins Wurzelwörtchen als puristischer Wortschmied parodiert. Er klemmt die Katze Canzona ein, spricht nur in Hexametern, seine Tochter kocht an der Waldquelle Kaffee usw.

Dagegen hat sich die Satire meines Wissens an die Stolbergische Ilias nicht gemacht. Nur der alte Johann Jakob Bodmer schrieb, erbost über den Mißerfolg seiner Homerübersetzung ein Pamphlet im Jahre 1780, betitelt: „Der gerechte Momus“[2]), das sich zum Teil auch gegen Stolberg richtet[3]), namentlich aber auf Seite 7 die Vossische Manier arg zerzaust.

Von all den geschilderten lauten Anklagen gegen Voß weiß sein Biograph Herbst in dem dickleibigen Werk fast nichts zu berichten — aus guten Gründen.

Weil ringsum starkhauchend Gesümpf in den Feldern ihn aufnimmt,
Daß in Bewässerung stets sich umsonst abmühet die Pflugschar,
Und ungebändiget lieget das Land von der scheelen Gewinnsucht.
Dort, altedeler Freund, wo der Barbar einst in der Graunzeit
Urverwildrung gewohnt, gleichartige Kost dem Morastschwein
Mutter Natur hinstreut und dem Gottabbild von des Eichbaums
Rings starräftigem Wipfel im Andrang zwingender Notdurft:
Wen dort glaubest du wohl ausduldend zu finden, o Striezel-
Meier, in stetem Getäusch daß jetzt, jetzt nahe das Freundlein?
Muß des Geschreibs Botschaft mir Beekelung bringen und Kopfschmerz,
Ehe der Freund zu dem Freunde sich fleißige? Eifrig bleibt stets
Dir einstürmenden Sinns die gereizete Verselersippschaft.
Nicht mehr sitze daheim, wo dich ab schadfrohes Gered lockt,
Von einfältiger Lust, nachlässig im Grasesgedünst rings
Reinere Gottandacht zu begehn, als mönchische Pfäfflein
Plappern; Opfergetränk uns reicht der geöhrete Milchkrug.

[1]) „Das Märchen vom Murmeltier“, Werke (Ausgabe von Dohmke), S. 239—272.

[2]) 11 hexam. Gedichte auf 20 Seiten 4°. Nach langem Suchen fand ich das Opuskel, das in keiner öffentlichen deutschen Bibliothek vorhanden ist, in einem Sammelbande der Stadtbibliothek **Danzig**.

[3]) Als Nr. 2: 23 (ziemlich geistlose) Hexameter über Stolberg mit dem Schluß:

. . . Giebst du die Wunder mir zu singen, so werden die Vosse
Schwören, es athem' in Stolbergs niedersächsischer Seele
Einfalt der Taub und Kraft des Vogels Jovis, des Adlers.
(Seite 5.)

Dagegen hebt er hervor, daß August Wilhelm Schlegel später vieles von seinen Anklagen wieder zurückgenommen habe[1]). Das ist richtig. Aber derselbe berühmte Autor wiederholte, wie wir aus einer Stelle im dritten Band der Biographie Friedrich Perthes' ersehen, in aller Schärfe das Todesurteil: „Voß hat das deutsche Volk mit einem ledernen Aristophanes, einem hölzernen Shakespeare und einem steinernen Homer beglückt“[2]).

Zum Schluß bleibt uns noch übrig, die Frage zu beantworten, warum angesichts dieses ablehnenden Verhaltens der Mit- und Nachwelt die Vossische Ilias den äußeren Sieg über die Stolbergische errang. Schroeter ist in seiner ironischen Weise mit einer sarkastischen Begründung rasch bei der Hand: „Das häßliche, hartnäckige Kamel gelangt zuweilen wohl sicherer zum Ziel, als das edle Berberroß“[3]).

Nüchterner ausgedrückt scheinen mir die Gründe folgende zu sein: Einmal hat Voß den ganzen Homer übersetzt. Was lag für die späteren Herausgeber näher, als der Vossischen Odyssee auch die Vossische Ilias anzugliedern. So hat z. B. die Reclamsche Sammlung beide Werke in einem Bande vereinigt. Die Aufnahme in diese populäre Bibliothek erscheint uns als der zweite Grund, daß Voß heute noch lebt: Die billigen Hefte dieser Sammlung wandern in hunderttausenden von Exemplaren durchs Land, während die Stolbergische Ilias kaum noch antiquarisch aufzutreiben ist. Daß aber diese nach 4 rasch einander folgenden Auflagen so gänzlich in Vergessenheit geriet, dafür trägt zum Teil Stolberg selbst die Schuld: Er wandte seine dichterische Tätigkeit bald anderen Stoffen zu, und durch seine Konversion trat sein eigenes Interesse und das der Mit- und Nachwelt vor seiner ersten Jugendschöpfung zurück. Ganz anders Voß. Dieser hatte sich die Verdeutschung der Alten zur Lebensaufgabe gemacht, hat unermüdlich Jahrzehnte lang immer wieder gefeilt und ediert. „Tag und Nacht klapperte die Übersetzungsmühle,

---

[1]) In den Charakteristiken und Kritiken Bd. II, S. 192. Doch schreibt er noch in der Rezension zum dritten Abdruck 1827: „Indessen ist mein Urteil über die vorhandene Übersetzung des Homer im wesentlichen sich immer gleich geblieben.“

[2]) Seite 84.

[3]) Schroeter, S. 339.

Vater und Sohn schlachteten einen Dichter nach dem andern ins Haus" (Erich Schmidt), und als der alte Voß starb, da hatte er nach der Angabe seines Biographen über 70000 Hexameter gedreht und gefeilt, und sein Sohn Abraham führte pietätvoll das väterliche Geschäft weiter: Es erschien eine zweite Auflage 1801, die dritte 1806, die vierte 1821, die fünfte 1833, eine Prachtausgabe mit 25 Kupferstichen (1840) krönte das Werk, zahllose Stereotypausgaben popularisierten es, Michael Bernays läutete 1881 der Vossischen Odyssee das Jubiläum ein, und berufene und unberufene Kritik übertrug das dort gespendete Lob ohne weiteres auf die 1793er Ilias. Sogar Erich Schmidt schreibt im Vertrauen auf die Bernayssche „Einleitung" in seiner Rezension in der „Deutschen Rundschau": „Deutschland war nach naiven Versuchen des 16. und 17. Jahrhunderts wiederholt ans Übersetzen gegangen, ohne in gebundener oder gar ungebundener Rede dem Originale näher zu kommen. 1781 endlich erschien Vossens Odyssee. Sie ist nicht nur eine wahrhaft poetische Dolmetschung, aus der uns wirklich homerischer Odem entgegenweht, grundlegend für die Prinzipien der Reproduktion überhaupt, maßgebend für die Entwicklung des deutschen Hexameters, neuschöpferisch in der Sprache, sondern auch eine unerläßliche Vorbedingung für Goethes Hermann und Dorothea und weiter allgemein für genuß- und verständnisreiche Teilnahme des gebildeten Deutschlands an epischer Dichtung und Epenforschung ... Es sind zwei epochemachende Taten, die Eroberung Shakespeares durch Schlegel, Homers durch Voß. Wir sehen Bürger die geniemäßige Verstärkung oder die bänkelsängerische Verzerrung des homerischen Wortes nicht genug scheuen und den Irrweg der Jamben erst allmählich verlassen, Fritz Stolberg aber etwas kavaliermäßig die Arbeit als frischen Sport[1]) treibend und die homerische Helle durch ossianische Nebel trüben"[2]).

Wie weit diese Ausführungen richtig sind, hat unsere Abhandlung gezeigt.

Während so dem Vossischen Homer in alleweg ein günstiger Stern leuchtete, wurde die Stolbergische Ilias, die 1823 zum letzten-

[1]) Vergl. dagegen die philologischen Fußnoten bei Stolberg: I, 586; II, 546; V, 398; VI, 230; VI, 396; VI, 475; XI, 94; XI, 254; XI, 654; XVI, 417; XVI, 765.

[2]) a. a. O., S. 153.

mal aufgelegt wurde, selbst von denen, die sich mit Stolbergs Leben und Dichten eingehend befaßten, kaum einer Beachtung gewürdigt und ist heute vergessen.

Fassen wir die Resultate unserer Abhandlung zusammen, so ergibt sich, daß Voß zwar in seiner Odyssee vom Jahre 1781 eine kongeniale Nachahmung der drei Jahre früher erschienenen ersten vollständigen Übertragung der homerischen Ilias durch den Grafen Friedrich Leopold Stolberg geschaffen. Aber als er von Neid getrieben vergaß, was er selbst 1780 in der Widmung an den adeligen Freund bekannt hatte:

> ... (ich) sprenge den Kranz, der Odysseus Tugenden tönt;
> dem andern gebührt ein anderer Herold;

scheiterte er; mußte scheitern, weil er sich vermessen hatte, die Griechheit Homers Wort für Wort, Silbe für Silbe, Vers für Vers nachzubilden, weil er die philologische Treue über die künstlerische stellte, ganz abgesehen davon, daß ihm, wie Schroeter mit Recht betont, zu einer tieferen Erfassung der bei weitem glänzenderen Schönheit der Ilias die Organe fehlten, die Gewalt der Anempfindung, für ihr bunteres Gewoge das bewegliche Auge, für ihre rauschendern Rhythmen die feurige Empfänglichkeit. Irgendwelche dramatische Potenzen, dithyrambische Erregtheit und aristokratische Ritterlichkeit war nicht in Voß. (288) „Stolberg ist Vossens weit genialerer Bahnbrecher, und Voß hat Stolberg in philologischer Exaktheit und elementarem sprachlichen Wissen, aber weder an Verständnisinnigkeit, sprachlicher Schöpferkraft und nimmermehr an poetischem Gefühl und sprachlichem Takt übertroffen. Bewundernd erkennt man nun die hohe Geschicklichkeit, den mehr oder minder adäquaten Ausdruck zu gewinnen für die so schwierig poesierein zu reproduzierenden homerischen Satzteile. Hier manifestiert sich eine urwüchsige Schöpferkraft, die fern aller mühseligen Reflexion und Künstelei frisch aus sich selber zeugte ... Wir haben hier die Probe einer hochbedeutsamen Hexameterverdeutschung vor uns; haben hier Homer zum ersten Mal in einer wenigstens seiner einigermaßen würdigen deutschen Gewandung. Selbst die Melodie dieser Verse ist so gewaltig, als ihre Sprache rein und edel ist. Sie ist gewaltig brausend, ganz wie es sich für eine deutsche Iliade schickt .... Wohin ich sehe, blicke ich in ein glänzendes

Schlachtenbild; aus jeglichem Hexameter donnert mir mächtiger, weil unmittelbarer der homerische Kampf entgegen, als bei Voß“ [1]).

Dieser hat, wie G. Wendt in seiner Kritik der Bernaysschen Ausgabe im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“ [2]) richtig bemerkt, bei jeder neuen Auflage an seiner Arbeit gefeilt, korrektere Versfüße an die Stelle von Trochäen oder allzu gewagten Daktylen gesetzt und immer strengeren Anschluß an das Original zu erreichen gesucht, aber in demselben Maße den natürlichen Fluß und die schlichte Treuherzigkeit der Sprache beeinträchtigt.“

Was will aber alle Buchstabentreue und philologische Kennerschaft Vossens, wenn der Grundton seiner Übersetzung ein so unkünstlerisch gemachter ist. „Stolberg ist nahe am erreichbaren Ziel; in einer Beziehung, was den einheitlichen, mit sich allgewaltig fortreißenden leidenschaftlichen Grundton angeht, ist er es bereits und hierin gar nicht zu übertreffen. Was Fluß und Frische der Sprache und Leichtigkeit und Natürlichkeit, ja immerhin auch die Stilfarbe der Fassung betrifft, was Unmittelbarkeit, Wucht und Schwung und Deutschheit anlangt, steht er in reiner, stolzer Glorie über Johann Heinr. Voß. Vergewaltigungen des deutschen Sprachgefühls, arrogante Dressur- und Modelungsversuche der deutschen Syntax, Insolenzen gegen den deutschen Stil sind nicht von ihm begangen“ [3]). Wohl aber ist die Vossische Ilias in ihrer starren Maniriertheit eine Fundgrube undeutscher stilistischer, grammatikalischer und syntaktischer Verstöße. Selbst Heinrich Heine, der Voß im allgemeinen sehr wohl will, urteilt von ihm als Übersetzer in seiner romantischen Schule: „Während Herr Schlegel immer süßlicher und zimperlicher seine Worte glättet, wurde Voß in seinen Übersetzungen immer herber und derber, die späteren sind durch die hineingefeilten Rauheiten fast unaussprechbar, sodaß, wenn man auf dem blankpolierten, schlüpferigen Mahagoni-Parkett der Schlegelschen Verse leicht ausglitschte, so stolpert man ebenso leicht über die versifizierten Marmorblöcke des alten Voß“ [4]).

[1]) a. a. O., S. 169.
[2]) 2. Jahrgang 1881, S. 202.
[3]) Schroeter, S. 171.
[4]) Werke, Ausg. von Elster, V, S. 242.

Und auch Erich Schmidt räumt am Schlusse seiner Bernays zustimmenden Rezension ein: „Später nehmen metrische und sprachliche Schrullen zu.“

„Die Kreidezeichnung, die ehemals nicht etwa meisterhaft, aber doch gedeihlich gelungen scheinen durfte, ist in Vossens Ilias von Innen heraus und von Außen hinein verderbt und verkünstelt und verzerrt worden. Aus jeder Zeile grinst hohnlachend Mephisto, der teuflische Mentor der halben Talente, die stets das Gute wollen, und stets das Böse schaffen und Homer ist hier übersetzt worden, wie man ihn sich etwa von Wagner, Fausts Famulus, interpretiert denken mag [1]).

„Das graue erkünstelte Wort hält den blühenden Geist Homers in klammernder Umarmung und über dem goldenen Inhalt lagert sich in eintönigen Schichten die rostfahle Form. Die homerische Welt in ihrer bunten Lebendigkeit und harmonischen Bewegung, mit ihren Klängen und Farben war in diesem eckigen, gehackten, grauen Hexametern zu Stein geworden. Der Glanz der Schilderung war gebrochen, die Musik der Rede klappte tönern nach, die elastischen Bindemittel im großen wie im kleinen waren zu plumpen und gewaltsamen Verkettungen und Schachtelungen geworden. In sprachlicher Beziehung klingt von dem Ausdruck Homers bei Voß nicht eine Schwingung nach. Da ist erklärlicherweise überall nur das graue Substrat des kahlen Sinnes nachgeformt und abgesehen von einigen — immer aber Dank Stolbergs Vorgang! — besser gelungenen Beiwörtern nirgends die künstlerische Erscheinungsweise glücklich reproduziert, sei es in Klang und Stimmung, in Schmelz und Duft, in Licht und Schatten, in Reichtum und Lebensfülle, in plastischer Schöne und Reiz der Harmonien. Da ist überall Vossische Verlegenheit und Verschrobenheit, Vossischer Dünkel und Vossische Armut, Vossisches widrig Gemecker und nirgends Homers Poesie.“ So urteilt Schroeter [2]) in etwas leidenschaftlicher Form, und wir glauben sein Urteil solider

[1]) „Mit Fleiß und Tücke webt' ich mir ein eigenes Ruhmgespinste,“ lassen ihn die Paralipomena zu Faust als Blocksbergkandidat sagen (Goethes Werke, Ausg. von Heinemann, Bd. V, S. 481).

[2]) 336, 332, 337. Vergl. Ulrich von Wilamowitz in der erwähnten Einleitung: „Es ist nicht wenig, was der Cutiner erreicht hat, er hat einen Stil geschaffen, mit dem der Deutsche wohl oder übel den Begriff Homerisch verbindet, obwohl Trivialität und Bombast seine Hauptkennzeichen sind“ (S. 8).

fundamentiert, ergänzt und ausgebaut zu haben, nicht zum wenigsten auch für die Iliade Fritz Stolbergs, über die Schroeter vor 25 Jahren urteilen durfte — und damit schließen wir unsere Abhandlung: „So sah das scheidende Jahrzehnt in jugendlicher Schöne eine deutsche Ilias, wohlgelungen im Großen, im Stil und der sprachlichen Farbe; in edler, fleckenloser, dabei schwungvoller Diktion und vollem rhythmischen Klange; nur im einzelnen getrübt durch Mißverständnisse, durch eine gewisse metrische Leichtfertigkeit und eine zu hastige Eilfertigkeit in der Herübersetzung des Kleinen und Akzidentiellen. Seine Ilias hat eine fortreißende Gewalt wie keine verdeutschte Ilias sonst und wie die Vossens nimmermehr. Sie hat mit der homerischen eine innerste Verwandtschaft, eine wahrhaftige Kongenialität. Einen kongenialeren Nachdichter der Ilias als in dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg hat Deutschland überhaupt nie wieder gesehen“ [1]).

Es war Schroeter nicht vergönnt, durch seine Darlegung die „opinio communis“ zu bekehren. Die mutmaßlichen Gründe haben wir in der Einleitung erwähnt. Neben seiner Subjektivität und der Weite seines Themas litt seine „Geschichte“ zum Teil wenigstens an demselben Fehler, den ein Kritiker an der Bernaysischen „Einleitung“ mit Recht rügt: „Er charakterisiert die Vorgänge auf Grundlage ausgewählter Stellen, er gibt dem Leser nicht das ganze Material in die Hand, sondern nur prägnante Einzelheiten; seine Darstellung gewinnt dadurch an Übersichtlichkeit und Klarheit, verliert m. E. an Überzeugungskraft und Sicherheit . . . Es sollte die wissenschaftliche Grundlage einer solchen Darstellung der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Man hat hier das Gefühl, als ob aus Textvergleichungen mehr zu holen gewesen wäre, als geholt worden ist. Man fühlt sich unsicher, ob wirklich nur die prägnantesten oder die für den Vergleich ergiebigsten Stellen ausgewählt worden sind. Man bleibt in Unkenntnis über die Gesichtspunkte, nach denen die Vergleichung angestellt worden ist, und man vermißt die neugewonnenen Resultate derselben, wenigstens was sprachliche und metrische Fragen anbetrifft. Ich gestehe der statistischen vor der von Bernays befolgten Methode besonders in solchen Fällen den Vorzug zu. Ich habe kein Recht und keine Lust, an Bernays Darstellungen zu zweifeln; aber um wissenschaftlich sicher gestellt zu sein, bedarf sie einer statistischen

[1]) a. a. O., S. 215, 210, 171.

Ergänzung“ [1]). Wir hoffen diesen Mängeln namentlich durch die systematische Gegenüberstellung der epitheta ornantia bei beiden Übersetzungen durch alle 24 Gesänge entronnen zu sein. —

Oskar Bulle hat in seinem eingangs erwähnten Aufsatz darauf aufmerksam gemacht, daß, je mehr der realistische Unterricht an Deutschlands Mittelschulen zu Gunsten des humanistischen überwiege, desto dringender sich das Bedürfnis [2]) nach einer Sammlung tauglicher Übersetzungen antiker Klassiker herausstelle. Möge dann der alte Plan [3]), den das Freundespaar Voß und Stolberg Jahre lang hegte: die beiden in ihrem relativen und absoluten Wert so ebenbürtigen Schöpfungen, die 1778er **Ilias Stolbergs** und die 1781er **Odyssee Vossens** in **einer Schale** dem deutschen Publikum zu bieten, endlich in Erfüllung gehen [4]). Würde die vorliegende Abhandlung zur Verwirklichung dieses Planes das ihrige beitragen und vorher noch bewirken, daß die Literarhistoriker, die großen und die kleinen, den Grafen Stolberg nicht länger totschweigen, wo sie seinen Nachfolger und Nachahmer Voß in lauten Tönen als den Vater des deutschen Homer preisen, dann wäre der bescheidene Zweck dieser bescheidenen Arbeit völlig erreicht [5]).

[1]) Deutsche Literaturzeitung 1880/81, S. 891.

[2]) Vergl. dagegen die interessanten Erfahrungen eines praktischen Schulmanns: Dr. Baar in „Studien zur Frage der intellektuellen Ausbildung“ (Hechinger Programm 1900), S. 95 Fußnote. Ferner: Adolf Harnack: „Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit“ (1905), S. 16ff. G. Roethe, „Humanistische u. nationale Bildung“ (1906), S. 9.

[3]) Siehe oben Seite 69, Fußnote.

[4]) In Velhagen und Klasings „Sammlung deutscher Schulausgaben“ (für Realgymnasien) wurde noch neuerdings dem Vossischen Homer die Übertragung von Hubatsch an die Seite gestellt.

[5]) Erst nach der Drucklegung dieser Abhandlung kam mir die ausgezeichnete Schrift von H. Muchau „Hilfsbuch zu Homer“ (Bielefeld 1907) zu Gesicht. Ich bedaure lebhaft, daß ich dieselbe (namentlich S. 112—135) für meine Arbeit nicht mehr verwerten konnte. Zwar behauptet auch M., daß „Fritz Stolberg den Ton und die richtige Stimmung des alten Volksepos nicht getroffen habe“ (S. 254, ohne Begründung, aber augenscheinlich nach Leixner), doch gibt er zu, daß die Vossische Ilias „leider nicht im gleichen Maße gelungen sei, wie die Odyssee“. „Er suchte immer mehr im Deutschen griechisch zu werden, er ahmte immer knechtischer die Wort- und Satzbildungen nach, schuf Ausdrücke, denen der Genius unserer Sprache widerstrebt . . .“ (255.)

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Wilhelm Alfred Miller, katholischer Konfession, am 21. Juli 1881 zu Kißlegg im Königreich Württemberg als Sohn des † Kgl. Württemb. Bahnhofverwalters Matthäus Miller und seiner Frau Wilhelmine geb. Kurzamann. Im Jahre 1883 wurde mein Vater als Bahnhofvorstand nach Hechingen in Hohenzollern versetzt und ich besuchte daselbst die Volksschule und die Kgl. Preußische Realschule bis einschließlich Quarta. Im Herbst des Jahres 1894 bezog ich die Kgl. Württ. Lateinschule zu Rottenburg a. N., um mich auf das sog. „Landexamen" vorzubereiten, das ich im Juli 1897 bestand. Infolgedessen gehörte ich 3 Jahre dem Kgl. Konvikt zu Rottweil a. N. als Zögling an. Ich verließ dasselbe im Sommer 1900 und widmete mich 2 Jahre im Ausland (Kärnten) dem Studium der Theologie. Dann kehrte ich in die Heimat zurück und bestand im Juli des folgenden Jahres, 1903, am Kgl. Gymnasium in Ravensburg die Reifeprüfung. Seitdem hörte ich an den Universitäten Greifswald (ein Sem.), Straßburg (ein Sem.) und Münster (sechs Sem.) germanistische, historische und philosophische Vorlesungen; auch war ich mehrere Semester ord. Mitglied des germ. und hist. Seminars. Meine mündliche Doktorprüfung bestand ich am 17. Dezember 1907.

Während meiner Universitätszeit hörte ich folgende Herren Professoren und Dozenten:

In Greifswald: Radermacher, Reifferscheid, Schmekel, Ulmann, Werminghoff.

In Straßburg: Bloch, Breßlau, Martin, Michaelis, Reitzenstein, Ziegler.

In Münster: † Busse, Ehrenberg, Erler, Geyser, Hitze, Hosius, Jostes, Koepp, Kroll, Mausbach, Meister, Neumann, Schwering, Spannagel, Stempell, Streitberg.

Allen meinen verehrten Lehrern spreche ich an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus. Insbesondere ist es mir eine angenehme Pflicht, Herrn Professor Dr. Schwering, der mich nicht nur bei der Ausarbeitung der vorliegenden Abhandlung, sondern überhaupt während meiner ganzen münsterischen Studentenzeit mit seinem Wohlwollen unterstützte, auch öffentlich meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.